Don. Lud.
L,XXV,1

Don. Lud. LXXV, 1.

Geschenk
Seiner Majestät des Königs Ludwig I.
aus
Höchstdessen Privatbibliothek.

Ueber das Verhältniß des deutschen Adels zu seinen Mitständen in Bezug auf die Verfassung.

(Aus den Europäischen Annalen, Jahrg. 1815 8tes und 9tes Heft, besonders abgedruckt.)

1815.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Einleitung.

Ob und wie die Verfassung, welche Deutschland von den Verhandlungen des Wiener Kongresses erwartet, über das künftige Loos des Adels entscheiden wird, ist eine Frage, welche mit den Verhältnissen aller andern Klassen und der einzelnen Staaten selbst in einem so engen Zusammenhange steht, daß die Erwartung jenes Ausspruches eine wahre National-Angelegenheit geworden.

Bis zu dieser Epoche ist die Sache für und gegen den Adel größtentheils nur von den zunächst betheiligten Parteyen geführt worden, so daß seine Freunde gegen neue, seine Gegner gegen alte Anmaßungen sich schützen zu müssen geglaubt haben.

Ueber diesen Streit ist nun schon eine ganze Generation fast alt geworden, ohne daß er zu Ende gekommen wäre. Er konnte nicht zu Ende kommen, theils weil bey allem ihrem Dünkel keine Zeit sich selbst, und was sie eigentlich will, weniger verstanden hat, als die unsrige, daher es ihr auch durchaus nicht und in keiner Sache gelungen ist, weder das Alte ganz auszulöschen, noch ein Neues statt dessen hervorzubringen, theils (und hierin liegt eigentlich der Grund des eben Gesagten) weil sie durchaus in jeder Sache nur die näch-

sten, ihrer Natur nach auch vorübergehenden, Interessen zu Rathe gezogen, und jede Angelegenheit zum Geschäfte der Parteyen gestempelt hat.

Es ist wirklich sonderbar, und nur aus diesem einseitigen Anhängen an wandelbare Interessen, welche mit dem Blicke auf das Allgemeine gar nichts gemein haben, zu erklären, wie sehr in der Streitsache des Adels in einer Reihe von wenigen Jahren die Gesichtspunkte und die Gegner gewechselt haben.

Als die französischen Revolution-Männer den Schwindel einer betrüglichen Freyheit durch Europa trugen, um getäuschte Völker desto leichter im Taumel überfallen zu können, glaubte der sogenannte dritte Stand in dem Adel nur einen Usurpator unerträglicher Privilegien, und ein Werkzeug der Unterdrückung zu erkennen; der Adel hinwieder sah in dem lodernden Aufstreben dieses Standes nur den gefährlichen Feind seiner Existenz, die Mißgunst seiner wohlerworbenen Rechte, die Nichtachtung des gesetzlich begründeten Eigenthums, und er meinte, sich und die öffentliche Ruhe durch ein engeres Anschließen an seinen Fürsten schützen zu müssen; die Räthe der Fürsten glaubten, daß es mehr als je nöthig sey, den Adel, welchen man von jeher für die Stütze der Thronen gehalten hatte, mit allem Nachdruck gegen die Anfälle des Zeitgeistes aufrecht zu erhalten, damit nicht die Ordnung der bürgerlichen Einrichtung und die Kronen selbst zu wanken begännen.

Kaum war der Schwindel beschwichtiget, indem die Nation, welche die Freyheit gepredigt hatte, unter den militärischen Befehl eines ihrer Generale sich beugte, und die betrognen Völker Europas die Falle erkannten, welche man ihnen bereitet hatte, kaum zeigte der französische Scepter, daß die Gährung der Nationen nicht mehr zu fürchten sey, so

stellte sich auch die Lage des Adels in einem ganz andern Lichte dar. Er, welcher kurz vorher für das Werkzeug der Unterdrückung galt, wurde verdächtig, einen Geist der Freyheit zu nähren, welcher nicht mehr zu der neuen Ordnung der Dinge passte; die Völker, welche an einen neuen Geist der Regierung sich zu gewöhnen hatten, sollten in der Gleichstellung des Adels ihre Beruhigung finden, auf dessen Privilegien sie nun nicht mehr eifersüchtig waren, weil ganz andre Erfahrungen sie beschäftigten; die Fürsten mussten die Vorrechte des Adels, welche ihn erst zur Stütze der Thronen gemacht haben, als unanständige, mit ihrer Würde unvereinbarliche, Exemtionen ihrer Herrschaft betrachten.

So entgegengesetzte Wirkungen wollte und brachte der Hauch des französischen Geistes, welcher unter all' diesem Wechsel allein sich gleich geblieben, und mit dem keine andre Veränderung vorgegangen war, als die Wanderung seines Wohnsitzes von Versailles nach St. Cloud.

Auch in diesem System war Deutschland nach der Eigenheit seiner Geschäfte mit der schulgerechten Mühe der Ausführung noch nicht zu Ende gekommen, als die eben entfaltete Kaiserwürde des Kabinettes von St. Cloud denselben ein neues Bedürfniß erzeugte, den Glanz seines Thrones mit den Strahlen eines neuen Adels zu umgeben, und ihm wieder Vorrechte zu verleihen, welche man unlängst dem alten entzogen hatte. Der April d. J. hat die Probe gegeben, wie sehr der Machthaber auf die Wirkungen seiner, mit den Gütern fremder Völker ausgespendeten, Munifizenz und auf den Schutz dieser neuen Leibwache zählen konnte.

Die Veränderungen folgten zu schnell aufeinander; Deutschland, welches wenigstens die Scham der Inkonsequenz hinderte, sein Vorbild so eilig zu erreichen, war noch bemüht, den wechselnden Kindern französischer Mode, wie

immer, das Gewand eines Systems umzuhängen; so traten die Katastrophen von Moskau und Leipzig ein, und während Frankreich sich schon wieder mit einem neuen System beschäftigt, seinen alten Adel so viel möglich in den ehemaligen Fuß einzusetzen, arbeiten wir noch an der Verdauung der Prise, womit wir ihn hätten verschlingen sollen. Es war lange Zeit unsre Bestimmung, wie der fliehende Schatten die Stelle zu bezeichnen, welche das wandelnde Urbild schon verlassen hatte, oder wie ein Landjunker noch hartnäckig an der Mode zu kleben, welche in der Hauptstadt schon seit Jahren verlacht wird, und unsre Räthe, welche die flüssigen und leichten Pariser Ideen in Systeme gießen mußten, hatten die Stelle eines Schneiders, welcher immerfertig die fremden Damen erwartet, um ihnen sogleich bey ihrer Ankunft die neuen Kleider anzumessen.

Es war wohl nicht zu wundern, daß, bey diesen beständigen Umkehrungen, der Bürger, welcher in denselben selbst so wenig Erleichterung empfand, gegen die Beschränkung des Adels so gleichgültig wurde, als er ehedem eifersüchtig gegen seine Vorrechte war, daß er anfing, ihn mehr zu bedauern, als zu beneiden, ja daß er in diesen Stand, als den Arm des Despotism bezeichnet, nun durch gemeinschaftliche Erfahrungen verbunden, die Hoffnung setzte, in ihm einen freymüthigen Sachwalter der bürgerlichen Freyheit zu finden.

So haben in einer Reihe von wenigen Jahren in einer und derselben Sache Gesichtspunkte und Gegner sich einander abgelöst, und immer ihrem eigenen Beginnen entgegengearbeitet.

Indessen geht der deutsche Adel herum, abgezehrt und seiner Hülle entkleidet, daß man billig zweifeln muß, ob das Gesicht für einen lebendigen Leib, oder für das Ge-

spenst eines schon Abgeschiedenen zu halten sey, und man sucht, weil die Wirklichkeit so arm an Stoff ist, den Streit wenigstens über seine vormaligen Verdienste oder Verschuldungen fortzuführen. Noch sehen die Einen das Ueberbleibsel des deutschen Adels als ein Monument einstiger Größe, als ein Grabmal herrlichen Ritterthums an, während die Andern es wie die Trümmer zerstörter Raubschlösser betrachten.

Auch hier Parteyliebe und Einseitigkeit. Wer wird widersprechen, daß der Adel es war, an dessen Vorbilde einst die heilige Flamme des deutschen Volkssinnes, der Freyheit und Ehre, der Biederkeit und Tapferkeit sich genährt hat; aber wer wird es vergessen, daß auch von diesem Stande nachher die eitle Sucht nach dem Undeutschen und Fremden, das Streben nach Scheinehre, das höfische Schranzenwesen und die weichliche Selbstsucht ausgegangen sey? Wer wird läugnen, daß der Bürger noch lange seine alte Schlichtheit und seine treue Ehrlichkeit bewahrte, als der Adel schon von dem Einfluß des Fremden und der Höfe verdorben wurde, und die Höfe verderben half; aber wer wird es vergessen, mit welcher Emsigkeit und eitler Aefferey nachher der Bürger sich der ehrenhaften Eigenthümlichkeit seines bescheidnen Standes zu entwinden gesucht, wie er seiner würdigen Eingezogenheit und Bestimmung sich schämend nach dem Scheine der vermeintlichen höhern Kreise hinausgestrebt, und mit der Aneignung ihrer Verkehrtheit, Lüsternheit und Selbstsucht seinen ursprünglichen Stand zu vermummen getrachtet hat. Es ist sonderbar, daß der Mensch die Schuld seiner Thorheiten so gern auf sein Vorbild schiebt, obwol gerade die Verirrung des Vorgängers dem Nachahmer zur Warnung gereichen sollte.

Viel Gutes und viel Schlimmes sagen uns die Annalen von der Geschichte des Adels, so daß man zweifeln möchte, ob man lieber das Erstere vermissen möchte, damit auch das Letzte nicht geschehen wäre, oder wohl gar das Schlimme, als

noch Gewinn zu achten sey, um des Guten willen. Aber schlagen wir die Chroniken unsrer Städte und Länder auf, so finden wir so viele Beyspiele herrlicher Bürgertugend und Größe unter den übrigen Klassen, aber auch so viele Züge von Unrecht, Gewaltsamkeit und Ausgelassenheit, daß nach reiflicher Abwiegung wohl kein Stand den andern an Tugenden oder Fehlern überbieten dürfte. Aber das Lobenswürdige, wie die Flecken, werden an demjenigen, welcher höher gestellt ist, leichter sichtbar, als an jenen, die sich unter der Menge und in dem verborgenern Kreise des häuslichen Lebens verlieren.

Es ist gerecht, daß die Nation an den Stand der Edlen, welchen sie Jahrhunderte durch mit solchen Vorzügen von Macht, Ansehen und Unabhängigkeit ausgestattet hat, auch mehr als gemeine Forderung für ihr allgemeines Interesse macht, und die Sünden, welche er am deutschen Sinne begangen hat, mit strengem Richterblicke abwiegt; aber vergessen dürfen wir, wenn wir richten wollen, nicht, daß wir ihn durch diese Vorzüge selbst der Gefahr preisgegeben haben, von ihnen verführt und mißbraucht zu werden, indem wir ihm die Mittel genommen haben, sie nach seinem Berufe zu gebrauchen, indem wir eine Verfassung haben einschleichen lassen, welche ihn zu einem müßigen, geschäftslosen Gliede der Nation gemacht hat, welchem nur der lockende Genuß, aber kein Beruf mehr übrig gelassen wurde, der ihn durch die Würde der Pflicht an die Würde seines nationellen Verhältnisses hätte erinnern können. Vergessen dürfen wir als gerechte Richter eben so wenig, daß der Bürger, welcher die Masse des deutschen Mannes bildet, welcher durch seine Lebens-Verhältnisse auf die ehrbare Zucht der Häuslichkeit beschränkt, welcher der Verführung des eitlen Scheines und lockender Vorzüge minder ausgesetzt ist, und durch eine weit unmittelbarere und vielfachere Berührung mit den Dingen

und Verhältnissen des Lebens ein kräftlicheres deutlicheres Gefühl von ihrem Werthe und von dem wesentlichen und wahren Bedürfnisse erhält, — daß dieser Stand es eigentlich ist, welcher die Zucht und die Kraft des deutschen Volksthums zu bewahren gehabt hätte, und dieses anvertraute Kleinod der Nation nicht minder leichtfertig und lüstern für die Gaukeleyen des Tages und fremder Aeffereyen hingeworfen hat.

Wer will hier den Stein aufheben? Ein Adel, welcher, wie der deutsche, mit der Geschichte der Nation aufgewachsen ist, ist nur die hervorragende Verzweigung ihres Stammes. Die Zweige tragen die Blüthen des Volks und der Zeit; ist der Baum noch gesund, und die Jahrszeit gedeihlich, so bringen sie frische und labende Früchte, wie wir weiland in alten Zeiten noch genossen haben; aber ist ein Verderben in das Volk und das Zeitalter gekommen, so zeigt es sich zuerst in den Begünstigten, welche das Schicksal über die andern Klassen vorausgetrieben hat. Aber was ist der Geist der Zeit, von wannen kommt er, und wer trägt die Schuld seines verzehrenden Hauches?

Umsonst suchen wir Einer dem Andern die Schuld in den Busen zu schieben, und Alle reißt derselbe Strom mit sich fort. Es ist albern, zu glauben, daß derjenige seine Bewegung verursache, welchen er vor uns dahin schwemmt, und wen der Wirbel der Welle am raschesten ergriffen hat, dem begegnet es am leichtesten, zu glauben, daß die Uebrigen rückwärts hinter ihm dahintreiben, weil die Schnelligkeit seines eignen Laufes ihm nicht gestattet, ihrer gewahr zu werden.

Darum bleibt es uns auch unmöglich, uns einander selbst zu beurtheilen, und der gerechte Richterspruch, welchen die Geschichte einst über die gesammte Rechenschaft des Adels zu ertheilen hat, fällt nothwendig über unsern Zeitpunkt hin-

aus, und einer spätern Nachwelt anheim, weil die Akten über den Werth einer historischen Erscheinung erst dann geschlossen sind, wenn sie ihre Laufbahn ganz vollendet hat, und mit allen ihren Verhältnissen und Wechsel-Wirkungen auf immer zu Grabe gegangen ist. Wie weit wir noch von dieser Epoche entfernt sind, soll uns die Veränderlichkeit der Ansichten, welche wir in dieser Sache bewiesen haben, die Abwechslung der Parteyen, welche sich dafür oder dagegen erklärt haben, und die Lebhaftigkeit des Streites selbst hinlänglich begreiflich machen. Darum ist wirklich unsre Zeit weniger, als irgend eine frühere oder spätere, geeignet, über diese Sache sich deutliche Begriffe zu bilden, oder einen gültigen Ausspruch zuzutrauen.

Dies Alles soll uns, den Adel wie den Bürger, aufmerksam machen über die Blindheit, mit welcher wir fortrennen; es soll uns belehren, daß unser ganzer Streit von beyden Seiten auf eine parteyliche Theorie des einzelnen Interesses hinausgehe, und zu nichts helfen könne, weil die Geschichte, diese Wage tausendfältiger und lebendiger Kräfte, auf eine ganz andre Weise entscheiden wird, als die hohle Theorie nach begränzten Ansichten es zu berechnen vermag.

Zum Glücke können wir eine Untersuchung und Abrechnung über das, was ehedem von der einen oder andern Seite geschehen und in Anspruch genommen worden ist, sehr leicht entbehren; denn es tritt eine verhängnißvolle Zukunft zu uns herein, welche uns keinen Raum mehr lässt, dem Zwiste des Partey-Vortheils Gehör zu geben, sondern uns die alte Frage in einer neuen Stellung und mit einer praktischen Nöthigung hinlegt, vor welcher das Interesse aller Parteyen zu Schanden wird, weil es sich nicht mehr um den Vorzug und Gewinn einzelner Stände, sondern um die Erhaltung und Freyheit des Einen wie des Andern, um die Dauer und die Ehre des deutschen Volks handelt.

Es fragt sich nicht mehr, ob der Adel für seine Vorzüge auch gültige Rechtstitel nachzuweisen, ob er sich gegen andre Klassen, oder diese gegen ihn sich zu beschweren haben, und wie die Ansprüche und Absichten der beyden Parteyen unter einander auszugleichen wären; sondern das ist die Frage, ob mit dem gegenwärtigen Zustande der ganzen Nation, bey der verfängnißvollen Angelegenheit des gesammten deutschen Völkerstammes, wovon alle Stände nur untergeordnete Theile ausmachen, überhaupt ein Adel bestehen könne oder soll, und, wenn diese Frage bejahend entschieden würde, an welches Verhältniß derselbe sowol zum Staate im Allgemeinen, als zu den einzelnen Klassen insbesondere gebunden werden soll und muß?

Dieses ist denn eine ganz praktische Frage, das heißt, sie ist dringend, es ist nicht der willkürliche Wunsch einzelner Interesse, die sie anregen, sondern die Nothwendigkeit der Umstände, die uns dazu auffordern, und sie nicht unentschieden lassen können, — sie ist umfassend, denn sie geht aus dem Bedürfniß des Ganzen hervor.

Dies sind überhaupt die Charaktere einer praktischen Aufgabe. Eine solche aber ist auch noch nie anders, als aus dem praktischen Standpunkte, nämlich aus jenem des Bedürfnisses und der Ausführbarkeit entschieden worden. Diese Entscheidung ist der Weg der Geschichte; jede andre Aufgabe oder Auflösung gehört für die Parteyen oder für die Schule; sie beruht auf der Einseitigkeit entweder der Ansprüche, oder der Ansichten, sie ist, was man im gesellschaftlichen Sinne theoretisch nennt.

Was nicht die Gesammtheit der Verhältnisse durchdringt, was nicht in das ganze wesentliche Leben der Nation eingegangen, und dadurch selbst zur allwirkenden, das heißt, zur praktischen Kraft geworden ist, wird nimmermehr einen bil-

denden, sondern, wenn es sich zufällig mit der Macht vereinigt, höchstens nur einen zerstörenden und eben so schnell vorübergehenden Einfluß erlangen.

Das überzeugendste Beyspiel liefert uns die Revolution der letzten 20 Jahre, nicht nur in Frankreich, sondern auch überall, wo sie von dort aus ihre Wirkungen verbreitet hat. Es war kein Sonnenlicht lebendiger Ideen, welches Wachsthum und neue Gebilde erweckt; es war ein verheerender Erdbrand todter Begriffe, welcher seine bald vergängliche Nahrung selbst aufzehrt. Alle jene Konstitution-Versuche, alle jene Projekte und Institute, die einander noch ungeboren verdrängt haben, alle jene versuchten Umschmelzungen der bürgerlichen Verhältnisse, sie sind durchaus nicht aus irgend einer Stimmung des Ganzen, aus dem Zustande des Volks ausgegangen, wie es bey einer wahren und zeitgemässen Umstaltung der Dinge sich ereignen muß, sondern Versuche einzelner Parteyen waren es, wie weit sie es bringen könnten; Absichten einzelner Volksführer waren es, welche die Verhältnisse der Gesellschaft nach ihrem Dünken und zu ihrem Gebrauche formen wollten. Darum wechselten die Verfassungen, wie die Führer. Das französische Volk, welches selbst nicht wusste, was es wollte, war nicht in dem Zustande einer Umstaltung, sondern einer bloßen Empörung; durch seine Verdorbenheit der bürgerlichen Ordnung unfähig geworden, welche auf der Achtung des Gesetzes beruhen sollte, und durch einen schwachen König der Furcht des Gesetzes entbunden, brach es in Aufruhr gegen bürgerliche Ordnung aus. Nicht in Revolution war es, sondern revolutionirt ist es worden von Jedem anders, welchem es der Zufall preisgab, und darum ohne wahre Revolution, ohne Umgestaltung geblieben bis auf diesen Tag. Denen ihre Freyheit, oder der Zufall, oder der Ueberdruß des Volks an ihren Vorgängern die Zügel der zerrütteten Masse in die Hände gegeben, die waren es, welche die Ansprüche ihrer Parteyen oder ihre

eignen Absichten zu organisiren suchten, welche denn aber sobald in den entgegengesetzten Unternehmungen ihrer Nachfolger ihr Grab fanden. Daher kommt es, daß die französische Nation zu ihrer eignen Schande über ihren eignen Wahnsinn schimpft, ohne bis zu dieser Stunde zu sich selbst gekommen zu seyn. Daher kam es, daß jener Zustand mit einem eisernen Joche sich geendigt hat, und dieses Volk wie ein Tollgebissener herumgeführt werden konnte, um ganz Europa anzufallen, und noch den Ingrimm nicht vergessen kann, daß es von seinem Joche befreyt, und in seine Schranken gesperrt ist. Eine solche Empörung konnte und musste durch eine eiserne Hand unterdrückt, und anstatt des Zügels der Gesetze, den sie verschmähte, in den Bann des Joches gelegt werden. Eine wahre Revolution, das ist, eine neue Ordnung, ich sage, Ordnung der Dinge, welche aus dem Charakter eines Volks und seiner Zeit heranbricht, kann und wird kein menschlicher Arm je unterdrücken noch hemmen.

Nicht viel besser kann man dasjenige charakterisiren, was in Folge der französischen Staats-Verwirrung seitdem auch in andre Staaten nach Umbildung gestrebt hat. War es doch derselbe Geist, welcher entweder durch Frankreichs Diktator aufgedrungen, oder von Parteyen, die in der französischen Volksführer und Machthaber ihr Analogon fanden, adoptirt wurde. Daher dieselbe Unstetigkeit und Systemlosigkeit in den Systemen, derselbe Wechsel in Grundsätzen und Einrichtungen, derselbe Aus- und Uebergang in eiserne Willkür.

Noch einmal, was nicht freywillig aus dem Geiste des Ganzen geboren wird, was nicht in dem umfassenden Kreise der Wirklichkeit, aller Umstände und Kräfte die Bedingung seines Entstehens hat, was als spekulativer Begriff oder als spekulirende Absicht in die Wirklichkeit erst hineingetragen und gemodelt werden will, das ist einseitig, es ist Theorie,

sey es der Ansichten oder der Absichten. Alle Theorie aber ist der Natur zuwider, und jedes Unternehmen, sie ihr aufzudringen, es mag mit Blut oder mit organisirenden Gesetzen geschehen, ist gleich gewaltsam und wahrhaft revolutionär im französischen Sinne des Worts, und kann nur zum Zerstören oder Mißlingen führen.

Dies sind die unausbleiblichen und strafenden Folgen, wenn ein Volk keinen Geist, oder eine Zeit keinen Sinn mehr in sich trägt, oder wenn er nicht gehört wird von denjenigen, welche der Besitz des Einflusses reizt, an der Welt zu modeln, und mit ihren Begriffen und Einfällen zu experimentiren.

Zwar hat man viel Unwesen und Abgötterey in unsern Tagen getrieben mit dem sogenannten Zeitgeiste, und selbst die nüchternen Regierungen, welche erst Polizey gegen ihn halten liessen, haben sich am Ende durch seine Wuth erschrecken lassen, und angefangen, den bissigen Dämon zu streicheln, und ihm selbst das Beste zum Sühnopfer hinzuwerfen. Sie sollten aber endlich gesehen haben, wie sehr sie im Irrthum sind, und wie er durch jede Nahrung, die sie ihm geben, immer noch toller wird. Denn darin liegt der Irrthum; was man so beliebt den Zeitgeist nennt, ist nichts weniger, als der Geist der Zeit. Es gehört aber eben zum bisherigen Charakter der unsrigen, daß sie sich nicht einmal darinnen zu erkennen vermocht hat.

Es gehört zu dem Zwecke unsrer Untersuchung, uns hierüber deutlicher zu erklären.

Wenn Völker in dem Gang ihrer Entwicklung in eine Epoche treten, wo ihre alten Lebens- und Einrichtung-Formen ihre Bestimmung erfüllt haben, und die Begriffe und Verhältnisse, welche in denselben gewurzelt hatten, nun aus dem Leben zu entweichen, und dem Historiker ihre erlöschen-

den Reste zu überlassen beginnen; da erzeugt sich ein Gefühl der Ungewißheit, der Haltungslosigkeit und der Lücke im Gemüthe der Menschen, welches nach der Verschiedenheit ihrer Natur und Lage den Einen zur Furcht und Klage, den Andern zur Begierde und Kühnheit stimmt; was aber Allen sich aufdringt in solcher Stimmung, ist die Ahnung eines Neuen, welches herannaht, das Gefühl unausweichlicher und durchgreifender Veränderungen. Behutsam sucht der Aengstliche das Seinige in Sicherheit zu bringen, rascher und frech der Kühne das Netz seines Glücks in das dunkle Meer der Zukunft auszuwerfen. Da werden Begriffe gewagt und Projekte, da werden Ansprüche versucht und betrieben, es werden Grundsätze ausgestreut und neue Worte, wie Zauberformeln, um den Geist der Zukunft für den Unternehmenden zu beschwören und zu verkünden. Es ist natürlich, daß derjenige ängstlich ist, welchem alte Güter und Ordnung theuer sind, und ungeschickter, weil sein sicherer Besitz ihn nicht mit den Künsten des Gewinns bekannt gemacht hat, daß die Kühnheit und Gewandtheit sich finde, wo wenig zu verlieren, und viel zu gewinnen ist; es ist natürlich, daß der Thätige den Bedächtlichen, der Verwegene den Furchtsamen übereile. Die errungenen Vortheile gelten für Zeichen der Zeit und ihres Willens, die Erschrockenen schließen sich an den Siegenden, die Jünglinge an den Muthigen an, die Lehrer und Meister suchen den Schlüssel zu Systemen in den Maximen des gelungenen Wagstücks, und betäubt oder taumelnd folgt in Kurzem die Mehrzahl aller Klassen dem Zuge, welcher mit einem Abenteuer lachender Führer begonnen.

So entsteht eine Theorie der Zeit, so bildet sich eine Menge von neuen Begriffen und Worten, deren unartikulirter Lärm für die öffentliche Stimme gilt, und unter dem Namen des Zeitgeistes verehrt oder gefürchtet wird.

Es ist aus der Art seiner Entstehung begreiflich, und aus den Organen, welche ihn hervorrufen, daß er nur schlecht

seyn könne und auf Zerstörung gehend; wie der Rabe bringt er Unglück, und hält sich nur auf, wo er Auflösung findet. Nothwendig gelingt es ihm daher einige Zeit lang, in das wirkliche Leben einzugreifen, und sich scheinbar als das Prinzip der Zukunft zu fixiren. Aber weil es ihm an erhaltendem Prinzipe gebricht, so fehlt es ihm auch an dem bildenden; unstät und flüchtig in sich selbst, wie ein Irrwisch, zerplatzt er, wenn seine trügliche Flamme sich am höchsten gehoben hat, und läßt die geblendeten Augen zur Besinnung kommen. Wir haben ein solches Phänomen im Großen gesehen, und es ist zu hoffen, daß wir endlich zur Besinnung kommen, und einsehen, daß all' der Tumult, welcher ihm noch überall in seinem Sinne nachhallt, eitler Spuck ist; es ist zu hoffen, daß diejenigen, welche von dem fackelnden Irrwische nicht ganz blind geworden sind, endlich zur Erkenntniß kommen werden, daß dieser Zeitgeist nichts weniger sey, als der Geist der Zeit. Ein Vorbote ist es, daß sie kommen, aber kein Zeichen, was sie bringen werde. Das moussirende Geräusch sagt uns nur, daß eine Gährung arbeite, aber so lange diese Dünste und Blasen aufsteigen, ist sie nicht vollendet, und der erstickende Qualm hat nichts gemein mit dem edeln Geiste, der sie bereitet.

Darum sollen sich die Bessern nicht selbst irre machen lassen von den Schreyern, welche sich als die Tribunen des Tages ankündigen; sie sollen sich keine unwürdige Nachgiebigkeit gegen ihren Ungestüm abgewinnen lassen, sie sollen einsehen, daß dieses Gelichter durchaus keine Achtung oder Rücksicht verdiene, weil sie weder den Sinn der Zeit noch des Volks erkennen, sondern mit diesem in dem Egoismus ihrer Meinungen experimentiren, und die Staaten aufbauen wollen, wie Uhren, welchen sie künstliche Federn und Gewichte geben, um die natürliche Bewegung des Lebens nachzuahmen, und die falschen Stunden der Zeit nach ihrer Willkür anzuzeigen.

Men=

Menschen sind es nicht, die da wirken, sondern die Geschichte, welche den Starken wie den Schwachen in ihren Strom zieht. Still und gemessen ist ihr Gang, aber unabwendbar, und nur denjenigen wird es gelingen, Dauerndes zu bilden, welche, ihr nicht zu gebieten, sondern zu dienen, den treuen Willen haben. Das aber heißt ihr dienen in Wahrheit und mit aufrichtigem Gemüthe, daß man den ganzen Zustand und die Lage des Volks, welchem man zugehört, mit liebender Umsicht umfasse, daß man seine Eigenthümlichkeit ehre, und nicht glaube, was andern Völkern eigen ist und ansteht, könne darum auch für dieses sich schicken; daß man seine Bedürfnisse zu ergründen suche (ich meine hier nicht die des physischen Lebens und Gewinns, sondern seines politischen Daseyns) und ihm nicht aufdringe, was es nicht bedarf, oder nicht begreift, oder wohl gar abgeschmackt findet; daß man sich nicht einbilde, es könnte gewinnen und besser werden, wenn man es mit einer geliehenen Kultur schminken will, wie eine Buhldirne; daß man nicht mit Treibhauskünsten die gedeihliche Zeit seiner Reife zu erzwingen suche, und nicht glaube, es sey darum weniger werth oder kräftig, weil es den Standpunkt noch nicht erreicht hat, welchen erst künftige Jahrhunderte, aber desto sicherer, vorbehalten haben, — mit einem Wort, daß man dem Volk die Freude lasse, zu seyn, wie es geboren und geschaffen ist, und sich zu entwickeln, wie es seiner Natur nach werden soll, und am besten werden wird, wenn sein Wachsthum nicht durch unanständiges Fesseln oder Strecken gestört wird.

Man muß von einem albernen Dünkel besessen seyn, und an einer großen Beschränktheit leiden, wenn man glauben kann, über eine Zeit oder Nation, in deren Kreis jeder Einzelne, wenn er auch noch so hochmögend scheine, nur als ein mikroscopisches Theilchen herumwirbelt, wenn man glauben kann, sage ich, über ein ganzes Zeitalter oder Volk so erha-

ben zu seyn, daß man fähig wäre, es zu Hof= und zu Tanz=meistern nur abzurichten, wie man zur Seltenheit wol Thiere, oder für die Mode Puppen dressirt, und wenn man nicht einsähe, daß damit nichts anders zu erreichen sey, als die Menschen, welche man am Marionetten=Drathe zieht, zur Schlechtigkeit, oder wenigstens von gesunden Sinnen und Charakter zu bringen.

Dieses mag hinreichen, um den Unterschied und die Folgen der Tendenz zu beleuchten, welche wir nach der Einseitigkeit ihres Ursprungs als eine theoretische, nach ihrer Wirkung aber als eine revolutionäre bezeichnet haben, im Gegensatze zu jener Handlungweise, welche wir die praktische genannt haben, weil sie von der Achtung und dem Gehorsam gegen die Natur ausgeht, oder mit andern Worten auf das wahre Bedürfniß wie auf das wirkliche Maß der Kräfte, auf das Nothwendige und Ausführbare gerichtet ist, und eben darum allein auf eine dauernde Bildung hoffen kann.

Wir haben diese Betrachtungen nicht für überflüssig gehalten, theils, um unserm guten Leser zu erkennen zu geben, wie wir endlich mit ihm zu sprechen wünschen, theils, damit auch er lieber unsrer Einladung folge, in einer Angelegenheit, die das allgemeine Wohl des Vaterlandes und die Grundlage unsrer National=Verhältnisse so nahe angeht, jede Vorliebe für vorgefasste Theorien, oder für das Interesse der Partey in sich zu unterdrücken.

II.

Soll in Deutschland ein Adel noch ferner bestehen?

Indem wir in der Untersuchung unsers Gegenstandes nach jenem Sinne zu Werke zu gehen gedenken, welchen wir so eben in unsrer vorläufigen Unterredung mit dem Leser

angedeutet haben, scheint nichts natürlicher zu seyn, als daß wir von der vorstehenden Frage ausgehen. Dennoch ist sie nicht die wahre.

Es kann sich nicht fragen, ob unter der deutschen Nation noch ferner ein Adel bestehen soll, sondern ob er wirklich noch ist, das heißt, ob er noch mehr als dem leeren Namen nach bestehe?

Denn, beantwortet sich diese Frage verneinend; so ist jede andre überflüssig, weil dann die Zeit und die Wirklichkeit, welche eben nichts anders ist, als das Unvermeidliche und Nothwendige, ihm schon das Urtheil gesprochen hat. Umsonst werden wir dann Formen erfinden und Mittel, um ihn wieder einzuführen. Wir können wohl sonst manche Anstalten machen zu einzelnen Zwecken des Staats; wir können Schulen einrichten, Handels-Gesellschaften und Akademien, Assekuranzen und Pension-Vereine stiften, und neue Organe der Verwaltung aufstellen; aber einen Stand, das ist, ein lebendiges, die Nation durchdringendes, von ihr anerkanntes und empfundenes Verhältniß in ihr selbst werden keine Konstitution-Beschlüsse je aus dem Nichts erschaffen, noch weniger, was einmal in seinem Daseyn erloschen ist, zur Wirklichkeit zurückrufen können, denn sein Untergang selbst ist der Beweis für die Unmöglichkeit seiner Fortdauer.

Der Gewalt könnte es zwar ohne Zweifel gelingen, eine Menge von Familien neuerdings mit erblichen Privilegien und Auszeichnungen des Ranges auszurüsten, und dieses Institut einen Adel zu nennen; allein der Nation werden die Privilegien nicht als Vorrechte, die Titel und Rangzeichen nicht als Vorzüge erscheinen; sie wird Beydes als aufgedrungenen Schein und ungerechte Anmaßung empfinden; es wird die Wechselseitigkeit der Anerkennung fehlen, welche ein Verhältniß zwischen Menschen als ein lebendiges charakteri-

sirt; es wird eine privilegirte und stolzirende Klasse, aber kein Adel, kein gelehrter Stand, kein Theil des Volks werden; sondern außer dem Volk und ihm gegenüber wird er gestellt seyn, und sobald die Gewalt endet, die ihn gehalten, verlöschen, ohne eine Spur oder eine Lücke hinter sich zurückzulassen. Wir wollen eben nicht mehr entscheiden, ob dies wirklich mit dem wiederhergestellten französischen Adel nicht der Fall sey? Aber sehr zweifelhaft bleibt es wenigstens, ob die neugeschaffene Adelsklasse durch ihre gegenwärtige Verschmelzung mit der alten zu Ehren und Haltbarkeit kommen, oder die Wiederherstellung von dieser durch ihre Amalgamirung mit der neuen vollends in Nebel zerfließen wird.

Manche zwar werden, was wir hier sagen, nicht begreifen oder glauben können, weil sie sich vorstellen, daß es blos auf die Macht ankomme, Einrichtungen zu machen, und wenn diese nur klug getroffen und gehörig unterstützt seyen, die Menschen endlich über die Gewohnheit ihren Ursprung vergessen; allein sie sollten sich doch erinnern, wie häufig es den Staaten selbst bey Anstalten von engern und untergeordneten Absichten mißlinge, diese zu erreichen, wenn das Institut nicht sehr glücklich mit der Natur der Lage und des Bedürfnisses zusammentrifft; so daß wir eine Menge Institute des Handels, der Landes-Kultur, der wissenschaftlichen oder technischen Volks-Bildung gesehen haben, wo alle Opfer und Anstrengungen der Regierung nichts Andres erreichen konnten, als blos den leeren Namen derselben und ihr unnützes Personal zu erhalten, während stille und kleine, aber den Umständen angemessene Privatunternehmungen oft in kurzer Zeit ohne Beyhülfe des Staates zu einem nationellen Geschäfte sich erhoben haben.

Man hat sich in den letzten Zeiten gewöhnt, den Adel unter dem nach unsern modernen Begriffen so beliebten Namen eines Staats-Instituts zu betrachten; dies beweist, mit

welcher Blindheit wir in die Geschichte hineingesehen haben. Bey keinem Volk ist der Adel je instituirt oder gemacht worden, wie irgend eine Anstalt, sondern er ist, wie alle wahren National-Verhältnisse, von selbst geworden und aufgewachsen, allmählich durch und mit den Nationen, und eben darum kann sein eigentlicher Ursprung auch nirgends nachgewiesen werden. Man hat ihn nicht aufgestellt, um ihm Rechte oder Funktionen zu übertragen, sondern er hat diese Rechte und Funktionen geübt, weil sie sein natürlicher Antheil waren; er ist z. B. nicht zum Krieger auserwählt worden, wie man die Militärpflichtigkeit einer Klasse bestimmt, sondern er zog in das Feld, weil Er der eigentliche und ritterliche Krieger war; es sind ihm nicht ständische Rechte verliehen worden, um irgend einen Mangel der Konstitution auszufüllen, oder die Freyheit zu begründen, sondern er war Stand, weil die Freyheit geherrscht hat, und er der Freye gewesen ist.

Auf diesem Wege allein hat sich der Adel, haben sich National-Verhältnisse, hat sich Alles gebildet, was je selbst ein bildendes, kräftiges Daseyn genossen hat, und alle unsre Versuche, eine Einrichtung, ein Institut, ein Etablissement (es gibt hiezu kein besseres, als ein französisches Wort) werden eitel und geckenhaft bleiben, wenn wir nicht den wirklichen und wesentlichen Kern dazu schon in der Natur vorhanden finden, oder wenn gar, wie wir den Fall hinsichtlich des Adels annahmen, der alte Stamm schon verdorrt, und seine jungen Keime faul seyn sollten. Dies hat ja eben alle unsre Noth seit zwanzig Jahren herbeygeführt, daß wir die Eitelkeit hatten, zu fragen, wie die Dinge nach unsern Theorien seyn sollten, und nicht, wie sie in der Wirklichkeit waren, und praktisch seyn sollten?

Würde unsre obige Frage, ob der Adel in der That noch bestehe? sich bejahen, so wäre jede weitere Untersuchung, ob wir ihn noch bestehen lassen sollten? nicht minder überflüssig.

Denn der Gewalt könnte es auch alsdann zwar allerdings gelingen, ihn mit Stumpf und Stiel auszurotten, aber die tiefe Wurzel und all' ihre unsichtbaren Fasern, wodurch ein Theil mit dem Ganzen zusammenhängt und in neue Triebe auszuschlagen sucht, wird sie nicht heben können. Was einmal als ein lebendiges Glied der Nation wirklich in ihr vorhanden, was in ihr ganzes Daseyn eingeflochten ist, das kann sie nicht herausreißen aus sich, ohne ihren eignen Körper tödtlich zu zerfleischen, und die Grundfesten ihres Baues gefährlich zu untergraben. Die Regierung oder die Nation kann Institute und zufällige Formen aufheben, aber nicht, was zur Art ihres eignen Daseyns gehört, ohne ihre Verhältnisse wie ihren Charakter zu gewinnen, und den Standpunkt, auf welchem sie beruht, bis in sein Innerstes zu erschüttern.

Solche Unternehmungen bleiben gewaltsam und revolutionär, wenn sie auch ohne Blut bewirkt werden; sie opfern, was theurer und dem Nationalleben wichtiger ist, als Blut; sie führen früher oder später zu dem Zustande, in welchem sich die französische Nation befand, und noch befindet. Man wird zwar den greuelhaften Wahnsinn, womit die französische Nation in ihrer Revolution von einer Fieber-Phantasie zur andern herumirrte, als einen Beweis anführen, daß diese Zerrüttung nicht durch einzelne, übel angebrachte Maßregeln veranlasst war, welche der allgemeinen Reaktion eine bestimmte Richtung hätten geben müssen; sondern daß die Auflösung aller sittlichen und bürgerlichen Verhältnisse selbst die Bewegursache dieser Revolution gewesen sey, weil das französische Volk ingeheim schon lange aller bürgerlichen Ordnung und Bande unfähig war, und noch ist. Wir können diese Einwendung, weil sie wahr ist, nicht widersprechen; aber die freche Leichtfertigkeit, womit es schon seit langen Zeiten Alles, was in der Tiefe des Daseyns oder im Grunde des Ge-

müths heilig ist, zum Spielzeuge gemacht, womit es durch seine Tages-Begriffe die Wahrheit zur Kokette verdreht, und die Jungfräulichkeit aller natürlichen Verhältnisse des Staats und der Gesellschaft ohne Scheu der Mißhandlung lüsterner Einfälle preisgegeben hat, diese Leichtfertigkeit war es eben, in welcher der Sinn und die Fähigkeit für jede bürgerliche Ordnung erstickt ist. Daher hat diese Nation es erfahren, und durch alle Formen hindurch in der ganzen Reihe ihrer Konstitution-Machwerke das Bekenntniß abgelegt, daß ein Volk, welches keine innere und natürliche Bande mehr zusammenhalten, eiserner Zwingen des Despotismus bedarf, um nicht auch äußerlich zu zerfallen.

Daß es um uns Deutsche noch besser stehe, werden wir wol den Deutschen nicht beweisen müssen; wir lassen gegen die vielen Anklagen, welche ihnen zu Schulden kommen, die hochherzige Begeisterung sprechen, welche sie zum Kriege der Befreyung bewaffnet, und den Feind im Innern, nicht allein seines Landes, sondern seiner Seele gedemüthigt hat. Allein damit wir von dieser Selbsterhebung nicht matter noch zurücksinken, als wir schon gewesen sind, und es uns nicht endlich ergehe, wie jener Nation, von welcher wir nicht sagen können, ob sie mehr zu bedauern oder gering zu schätzen sey, so sollen wir aus diesen Erfahrungen zwey Grundsätze lernen, und als Warner und Führer nie aus den Augen verlieren, — erstens, daß wir aus uns selbst schöpfen, und uns von der Sucht, womit wir so lang und leichtfertig die französischen Staatsformen unserm Körper, wie ihre Kleider, angepasst haben, nicht etwa jetzt verleiten lassen, auch ihre neuen Einrichtungen auf uns anzuwenden, weil, was in Frankreich sogar passend und zeitgemäß seyn kann, für den Deutschen bey dem durchgängigen Gegensatze seines Wesens schlechterdings verderblich werden muß, — zweytens, daß wir jetzt, wo es noch Zeit ist, und Fürsten und Völker sich kennen gelernt

haben, ernsthaft wieder an eine naturgemäße und gerechte Begründung der bürgerlichen Verhältnisse in Deutschland denken, welche unsre Organisationlust in allgemeine Verwirrung gebracht hat, daß wir nicht niederreißen, was in der That da ist, oder aufbauen, was der Vergangenheit angehört, daß wir dem Leben und dem Tode seine Rechte lassen, daß wir nicht, wie Franzosen, was wir zu vermissen meinen, zu erfinden, sondern mit gesundem deutschen Sinne zu gebrauchen suchen, was wir finden, ich will sagen, daß wir keine Anlagen in unsre Nation und Verfassung hineinkünsteln; sondern allein denjenigen, welche wirklich in ihr vorhanden sind, freyen Spielraum verschaffen sollen, damit sie nicht gehindert seyen, ihre volle Kraftübung zu äußern, und ihre Gesundheit zu stärken.

Darum also muß auch in Hinsicht unsers Gegenstandes vor Allem gefragt werden, nicht, ob ein Adel in Deutschland seyn soll, sondern ob er ist?

III.

Besteht noch ein Adel in Deutschland?

Diese Frage erscheint beym ersten Anblick allerdings schwieriger zu seyn, als es die Wichtigkeit des allgemeinen Anliegens wünschen lässt, welches mit einer überzeugenden wahrhaftigen Entscheidung derselben in so enger Verbindung steht. Denn mit Recht werden die Einen sagen, daß es hier nicht auf Titel und Namen ankomme, sondern auf die Sache. Sie werden behaupten, daß von dem Adel in der That nichts mehr als ein Namen übrig sey, von welchem man keinen Begriff mehr angeben könne, weil Alles, was sonst mit demselben als eigenthümlich verbunden war, alle Freyheit und Selbstständigkeit, alle Vorrechte und jedes verfassungmäßige

Gewicht oder Ansehen ihm schon wirklich genommen ist. Selbst die Auszeichnung, welche er an den Höfen noch genieße, oder in der Gesellschaft prätendire, sey nur ein Rest alter Gewohnheit, und ganz prekär, weil sie auf keiner reellen Stütze mehr beruhe. Dies beweise eben hinlänglich, wie vollkommen sein *äußeres Verhältniß* erloschen sey, daß er mit allen Vortheilen, welche ihm ehedem zu Gebote standen, dennoch sich nicht zu retten wusste.

Sie werden weiters sagen, daß der Adel auch *innerlich* oder in dem Sinne des ächten Edelmanns erloschen sey. Wo ist jene alte Ehrenhaftigkeit, jener freye Männerstolz und die ritterliche Männlichkeit? Wo ist die zarte Hoheit und die milde Frömmigkeit der edlen Frauen? Wir sehen, wie die Edelleute dem freyen Landleben entfliehen, und in der Gefangenschaft der Höfe herumschranzen; wie sie, anstatt nach Thatenruhm und nach dem Spiele des Ernstes zu dürsten, in den sogenannten hohen Zirkeln nach dem lüsternen Genuß der Müßigkeit und nach geckenhaftem Scheine laufen, oder um eigennützigen Gewinn und um eine glänzende Karriere sich bemühen; wie die Kunst geschmeidiger Absichtlichkeit und das lebenslange Studium eines fremden bon ton und Anstrichs jenen treuen und wackern Geist, jenen Sinn deutschen Stolzes und deutscher Freyheit in ihnen verdrängt hat; wie bey so wenig äußerm Gewichte und innerm Gehalt ein hohler Dünkel die Stelle jenes ritterlichen Selbstgefühls und Hochsinnes eingenommen, auf welchen die Nation ehedem ihren Schutz gegen äußere Feinde und Verführung, und die Stütze ihrer innern Freyheit gebaut hat.

So sprechen die Einen, und sie sagen nichts Unwahres. Dagegen wenden aber die Andern ein, daß man zwar allerdings auf die Sache und nicht auf den Namen sehen müsse, in der Sache selbst aber der Schein nicht mit dem Wesen zu vermengen sey. Eine solche Vermengung werde sogleich of-

fenbar, wenn man die angeführten, wenn gleich wahren, aber isolirten Thatsachen mit dem ganzen Zusammenhange des tieferliegenden Thatbestandes gegeneinander hält.

Denn was zuvörderst das äußere Bestehen des Adels betreffe, welches durch die Verfügungen der Regierungen vernichtet zu seyn scheint; so komme es hierin gar nicht auf sein Verhältniß zur Regierung, sondern auf jenes zu dem Fürsten und Volk an, wovon die Regierungen in unsern Tagen selbst ein nicht sehr gleichendes Abstraktum seyen. Aber noch haben es diese nicht dahin bringen können, daß die Völker von der Rechtlichkeit dieser Handlungen ganz überzeugt wären, und wenn man sie gleich genugsam verständigt hat, daß es zu ihrem eignen Gewinn und zur Herstellung der Gleichheit geschehen sey, so lassen sie es wohl so hingehen als ein nicht unvortheilhaftes Expediens in einer Zeit, wo nur immer unter zwey Uebeln das kleinere gewählt werden muß; aber sie wollen keine rechte Freude über die Sache, und noch weniger über den Grundsatz haben, der auch ihnen, wie sie glauben, manche unerfreuliche Früchte gebracht hat; sie haben ein dunkles Gefühl von Gewaltsamkeit bey dem Anblicke dieser Dinge, und sie meinen, daß man die Gleichheit leichter entbehren könnte, wenn man mehr Freyheit genösse.

Dies seyen keine bonmots, fahren unsre Opponenten fort, sondern man frage das Volk, wenn man es zu fragen versteht, und höre, ob es nicht die wahre und unbefangene Stimme seines Gefühls sey. Daher komme es, daß der eigentliche und tüchtige Bürger den Haß, welchen die Echos der französischen Revolution gegen den Adel in Umlauf zu bringen gesucht haben, schon lange vergessen habe, und ihn vielmehr bedaure, ja daß er noch allenthalben ihn mit einer gewohnten Achtung ansehe, und daß Viele sogar der Meinung sind, die Sachen würden auf dem alten Fuße besser gehen.

Diejenigen, sagen sie, welche sich noch ernsthaft gegen

die Existenz des Adels erklären, machen nur einen geringen Theil des Volks aus. Es sind nämlich meistens entweder solche, die, den Verhältnissen der übrigen Bürger fremd, in Theorien leben, oder solche, die sich ihrem eignen Stande entwachsen glauben, und darum mit den Vorzügen einer andern Klasse nicht wohl vertragen können. Sie machen einen Theil des sogenannten gelehrten Standes und des Personals aus, welches die Geschäfte der Regierungen besorgt. Die Heftigkeit, womit sie gegen den Adel zu Felde ziehen, beweise wohl am deutlichsten, daß ihr Gegner noch keineswegs erloschen, sondern in ihren eignen Augen sein Daseyn noch fest und mannichfaltig in den nationellen Verhältnissen gewurzelt sey. Aber so wie sie selbst von dem andern Theile der Gelehrten und Staats-Beamten vielen Tadel hören müssen, so haben sie auch keineswegs die Meinung des Volks für sich, welchen die Grundsätze, die durch sie in das Staatswesen gekommen sind, nicht behagen wollen; selbst die Fürsten scheinen sie mehr aus einer Art von Nothwendigkeit, als aus eigner Wahl gewähren zu lassen.

Denn in der That, fahren unsre Sprecher fort, haben die Fürsten, so wenig wie das Volk, von der Idee des Adels und seines Verhältnisses zu ihnen sich losgesagt. Selbst in denjenigen Ländern, wo er am meisten über Unterdrückung klagt, wird er für eine nothwendige und wesentliche Umgebung des Throns gehalten, und ihm der Beruf zu den ersten Aemtern zugeschrieben. Gerade, daß diese Anerkennung seines Standes eine blos persönliche wird, weil er aller äussern Rechte, die ihm Gewicht geben könnten, beraubt ist, und daß sie ihm zu Theil wird eben von denjenigen, welche die Aufhebung seiner Rechte geschehen lassen, dieses ist ein Ausdruck, welcher auf keine Weise entscheidender zeigen könnte, wie herrschend und tiefgegründet die Meinung von diesem Stande sey. Ja, wir sehen Fürsten, welche beynahe

in einer Art von Verlegenheit gegen den Adel, als wenn sie ihn wider Willen und nothgedrungen hätten schmälern müssen, ihn mit desto mehr persönlicher Auszeichnung zu behandeln suchen, und einzelne Glieder seines Standes desto glänzender mit ihrer Gnade bedenken.

So lebt der Adel und erhält sich in dem Glauben der Fürsten, in dem Glauben des Volks. Wer kann da sagen, daß er erloschen sey? Rechte sind ihm genommen, und äussere Stützen seiner Macht; aber die größte Stütze ist ihm geblieben, das gründlichste Privilegium, jenes der Meinung, welche stärker ist, als äußere Macht und nutzbare Rechte.

Und wer kann sagen, daß dieser Stand, wenn auch die Gesetze sie ihm nicht mehr sichern, nicht auch äußere Macht noch übe im großen Umfange? Wer umgibt allein die Häupter der Nation durch den ausschließenden Besitz der Hofstellen? wer hat die meisten Stellen in der Armee und die wichtigsten Aemter im Staate mit all' dem Ansehen und Einfluß, welchen sie ihm auf Geschäfte und Untergeordnete, auf Krieg und Frieden, auf die Armee und die andern Stände geben? Und, was vielleicht wichtiger und durchgreifender als selbst dieser Einfluß ist, geht nicht von ihm die Sitte des Hofes, wie des Volks aus, ist es nicht sein Beyspiel, — gut oder schlecht, — welches die große Gesellschaft, wie das Innere des Hauses durchdringt, nach welchem sich die Gebräuche und Freuden, die Begriffe des Anstandes und der Ehre, die ganze Aeußerlichkeit des Seyns unter den übrigen Klassen formen? Und endlich, — ist denn seine Existenz und ihr Einfluß so blos imaginär und unmateriell, ist sie denn nicht noch auf einen soliden und sehr reellen Boden gegründet? Man hat seine Vorrechte nur angegriffen, aber sein Grundbesitz wurde ihm gelassen; er ist im Verhältniß seiner Anzahl bey Weitem der größte Grundbesitzer im Gebiete der Nation, und wer die Macht des Reichthums kennt, besonders jene des

Grundeigenthums, wer sich aus der Geschichte erinnert, wie die alten und neuen Zeiten Alles, was dauern sollte, durch den Antheil am unbeweglichen Nationalbesitze zu befestigen gesucht haben, der mag die Bande und die tausendfältigen Verschlingungen erwägen, durch welche dieser Stand auch in die materiellen Verhältnisse der Nation eingeflochten ist.

Nach dem Alten kann man nicht mehr fragen, ob der Adel seinem Wesen nach noch äußerlich bestehe, und hiemit scheint auch schon die zweyte Frage entschieden zu seyn, ob er auch innerlich noch sein Daseyn behauptet habe; denn was von Außen, ungeachtet des Widerstreites, noch einen so wirksamen Bestand erprobt, das muß nothwendig auch im Innern noch eine erhaltende Kraft besitzen. Aber diejenigen, welche wir hier bisher haben sprechen hören, sind mit einer solchen allgemeinen Beweisstelle nicht zufrieden; sie fahren weiter fort und sagen:

Was ihr Andern uns vorgestellt habt von der innern Verdorbenheit des deutschen Adels, finden wir im Allgemeinen sehr gut und nicht übertrieben (Ausnahmen gebt ihr selbst zu), ja wir erkennen eure Mäßigung, denn manch Arges hätte sich mit Grund noch dazu setzen lassen. Aber auch hier müsst ihr euch hüten, den Schein der Sache nicht mit dem Wesen zu vermengen. Das Wesen eines Standes aber, wie eines Volks, zeigt sich nicht im Charakter der Menge oder der Verdorbenen, sondern der Wenigern und Bessern; denn die Menge macht ja überall nur die Hülle des Kerns aus, und ist eben darum dem Faulwerden zuerst ausgesetzt, und die Verdorbenheit ist ja nichts als der Zustand eines Dinges, worin es von seinem Wesen abweicht, und aus welchem darum dieses nicht beurtheilt werden kann. Das Schlechte liegt meistens in den Umständen; das Bessere aber, welches sich noch regt, weist aus, was auch jenes unter andern Umständen seyn könnte und würde. Die Bestätigung von dem, was

wir sagen, habt ihr genug mit eignen Augen gesehen, und seht sie noch täglich; denn wollt ihr annehmen, daß der Geist dieses Standes erloschen sey, weil sein größerer Theil entartet ist, so müsst ihr aus demselben Grunde auch an dem Leben unsrer ganzen Nation verzweifeln, weil sich leider nicht widersprechen lässt, daß dieselbe Auflösung der Sitten zum allgemeinen Charakter aller Stände geworden ist. Nicht aus der Allgemeinheit, sondern aus der Tiefe des Uebels ist es zu erkennen, ob eine Klasse, oder eine Nation im Grunde verdorben sey. Wir glauben es z. B. von den Franzosen, nicht, weil sie im Wahnsinn Gräuel begangen haben, — (davon ist die Geschichte weniger Völker ganz frey); sondern weil sie mit Besonnenheit und kaltem Blute Schlechtes gepflegt und geübt und geehrt haben seit lange zu allen Zeiten und bey jedem Wechsel der Umstände, weil sie es zu keinem Ernst und zu keiner Ueberzeugung mehr bringen konnten im Guten, sondern Alles ihnen zur Grimasse und Maske, und das Leben feil geworden ist für schnöde Absichten, und weil die wenigen Guten und Trefflichen, die unter ihnen leben, ausgestoßen und verkümmert da stehen, wie exotische Pflanzen auf fremdem Boden, und kein Gehör finden können bey dem taubgewordnen Volk. Darum sagen wir, daß dieses Volk in seiner Wurzel verdorben sey, daß es seine Entartung nicht, wie etwa ein verzogenes Kind seine Unarten, ablegen könne unter andern Umständen, sondern mit neuen Generationen erst beginnen müsse, jenen Sinn wieder zu erlangen, welchen die gegenwärtige unwiederbringlich verloren hat.

Andres haben wir in Deutschland gesehen. Ungerathen und verkehrt war auch hier der große Haufen, und nur Wenige haben das Heiligthum ihres Gemüths gerettet. Aber deßungeachtet hat das Volk die geheime Scheu nicht unterdrücken können vor seinem eignen Thun, und so gern es sich bestrebt hätte, mit den Franzosen über seine Gewissenhaftig-

keit zu lachen, so fühlte es, wie ein unartiges Kind, daß es auf strafbarn Wegen gegangen; es hat, wie es sich auch vor den Franzosen darüber schämen wollte, den Ernst der Wahrheit und der Ehrlichkeit nicht los werden können in all seinem Beginnen, und was jene nur zum Trug und Spott benützt, das hat es treuherzig aufgefasst, und zu menschlichen Idealen umzubilden versucht. Es hat den Glauben nicht aufgeben können, und nach einer höhern Hand hinaufgesehen, welche da wieder retten sollte, was es in feiger Selbstsucht und Stumpfheit hat untergehen lassen. So war es durchaus noch besser, als es hatte seyn wollen, und mitten in der Zerrüttung ist ihm ein warnender und treuer Genius auf allen Abwegen nebenher gegangen. Es waren dies aber die Wenigen, in welchen er sich bewahrt hatte, und vor welchen das Volk seine Ohren nicht hat verschließen können, und je tödtlicher der Druck und Triumph des Schlechten jede edlere Kraft zu ersticken drohte, desto mächtiger wurde das Regen der Geister. Was erst nur in Wenigen und im bloßen Reiche der Ideen zu glimmen schien, das drang mit umsichgreifender Glut in die Masse des Volks ein, und mit bangem Grauen fingen selbst die Unterdrücker und Verführer zu ahnen an, daß der Geist eines solchen Volks nicht erloschen, und daß er nicht aus der Menge, sondern aus den Wenigen, die ihn bewahren, zu erkennen sey.

Da war der Zeitpunkt gekommen, welcher auch die Ahnenprobe des deutschen Adels begehrte. Was an der ganzen Nation sich bewiesen, musste auch an ihm sich offenbaren: er war nur ein Theil von ihr; ihre Stufe musste auch die seinige seyn. So lange er nicht zu Thaten gefordert wurde, so blieb ihm nichts übrig, als sich im müßigen Genusse zu verzehren; denn seine Bestimmung war von jeher nicht eine geistige, sondern eine politische. Nun aber musste der bessere Sinn, welcher in der Nation sich zu regen begann, — sollte er je

zur Kraft sich entfalten, — ein politischer werden, und im Widerstreite sich üben; der Geist musste von den Ideen herabsteigen zur widerspenstigen Wirklichkeit; in den Haß des Schlechten musste er sich verkehren, in der Anfeindung des Gegners seine Nahrung suchen, und in der Gefährlichkeit der Verfolgung seine Kühnheit stärken, um sich zu künftigen Thaten vorzubereiten. Das war der erste Augenblick, welcher den Adel wieder zu seiner Bestimmung rief. Was nur die Wenigen als selbstständigen Ruf in eigner Brust getragen, drang auch bey diesem Stande, wie bey den übrigen, in die Masse ein; der Adel erfüllte seine Schuldigkeit, er wurde der eigentliche Kern, um welchen der politische Haß gegen Frankreich sich anlegte, er war die Esse, in welcher Deutschland die Flammen seiner Feindschaft anfachte, und den Stahl zu seinen künftigen Thaten glühte. Da gab es Verhaftungen und Landes-Verweisungen; Männer wurden in die Acht, und Besitzungen für verfallen erklärt; die deutsche Nation sah ihren kleinen und unterdrückten Edelmann mit dem französischen Kaiserreiche im Streit; die kecke Persönlichkeit der alten Zeit erweckte die Erinnerung alter Größe Deutschlands, und freyer und stolzer fingen die Gemüther an zu athmen, weil der Grimm des Unterdrückers ihnen den erwachenden Widerstand verkündigte. Es war eine wahrhaft ritterliche Zeit, und herrlich zu sehen, wie die Edlen das Volk um sich gesammelt gegen die Dränger, wie sich gleich alten Zeiten Verbindungen gebildet und Heereshaufen auf eigne Hand, wie sie auszogen auf Abenteuer, das große Unthier zu erlegen, und, da nicht das Unglück fehlgeschlagener Unternehmungen, noch Bann und Blutgerichte den stolzen Nacken beugten, sich von Neuem zu erheben. Mit Freude und Dank erinnert sich der Deutsche der Dörenberg, der Bentink, der Westphaler, Winzingerode, Braunschweig, und, um für Alle Einen zu nennen, des ritterlichen Stein. So nahte

nahte und bereitete sich die Stunde der Befreyung, und als sie gekommen war, und ganze Völkerstämme Deutschlands auffuhren, sich zu waffnen, da flossen die Aufgebote des Adels aus allen Ländern brüderlich mit dem freywilligen Heeres-Strome der andern Stände zusammen, und Europa sah, die Feinde fühlten es, daß der Geist der deutschen Nation noch lebe und ihren adlichen Geschlechtern eigen sey.

IV.

Die Bestimmung des Adels und der übrigen Stände in Bezug auf die Stufenleiter der National-Entwicklung.

Es ist kein Zweifel, daß ein tüchtiges Volk auch ohne eine Klasse bestehen könne, welche durch ihre Auszeichnung ihm das Bild eines von den gemeinern Banden unabhängigen Daseyns gegenwärtig halten kann. Indessen setzt dies einen Stand glücklicher Unschuld oder höherer Kultur voraus, als derjenige ist, dessen sich die meisten europäischen Staaten dermalen erfreuen können. So viel ist aber gewiß, daß, wo einmal ein Adel wirklich besteht, und das Volk an eine Abstufung und lebendige Wechselwirkung dieser Art unter sich selbst gewohnt ist, kein Glied aus dieser Kette gewaltsam herausgerissen werden könne, ohne den allgemeinen Körper zu verletzen, und eine gefährliche Lücke im Zusammenhange des Ganzen zu hinterlassen. Wir wollen nicht näher untersuchen, welche Folgen eine solche plötzliche Unterbrechung und Lücke in Deutschland äußern würde, ob die Menge in dem gemeinen Sinne des Erwerbs und in dem rohen Dünkel des Besitzes sich verlieren würde, weil kein Maß außer, und kein weiteres Ziel über ihm sie mehr an seine Unterordnung erinnern könnte, oder ob die Gewohnheit und das Bedürfniß

eines höhern Standes die Lücke unter andern Titeln mit schlauen Emporkömmlingen und Menschen des Glückes ausfüllen würde, welche ihre gefundenen Vorzüge immer schlimmer und übermüthiger ausdehnen, als selbst ein entarteter Adel seine angebornen, oder was sonst etwa geschehen möchte; Alles dieses kann hier unerörtert bleiben, weil selbst die Gegner des Adels es wohl einsehen, daß es nicht in der Zeit liege, an seine wirkliche Auflösung zu denken.

Aber so nachtheilig alle die Folgen seiner förmlichen Aufhebung auch seyn möchten, so sehen wir kein geringeres Uebel in der Fortdauer seines bisherigen Bestandes. Wir leben in keiner Zeit, welche in gutem Glücke und Gedeihen sich unbesorgt gehen lassen und darauf rechnen könnte, daß sich das Gehörige in allen Dingen selbst finden werde. Wir haben seit lange ein Unwesen getrieben, daß die Natur in ihrem Gange irre geworden ist. Ein Jahrhundert der Erbärmlichkeit hat unsre Einrichtungen erschlafft; eine Generation hat darauf an ihrer gänzlichen Zerrüttung gearbeitet. Was uns geblieben, ist nur noch der Sinn für das, was wir verloren haben, und in Trümmern vor uns sehen. So kann es nicht bleiben, wenn wir nicht verwildern sollen in der Wüste; eine neue Ordnung muß werden, damit die Verwirrung nicht auch das Letzte vertilge. Auch das äußere Gerüste des Adels ist wie ein lange vernachlässigtes Gebäude verfallen; die Privilegien, welche man ihm in neuen Tagen genommen, waren nur das Letzte und Kleinste; denn die eigentliche Bestimmung seines Daseyns war ihm schon lange entwunden. Ein solcher Stand ist nicht blos unglücklich, sondern er wird mit der Zeit auch gefährlich; was ein organisches Glied der Nation ist, hat auch seine bestimmte Funktion in ihrem Leben; nehmt ihm diese, und es wird auf Kosten der Andern schwelgen. Nehmt dem Menschen sein Geschäft, und es wird der Ernst und der höhere Sinn in ihm erlöschen, den das Gefühl seines Berufs und der Pflicht ihm gegeben; der Müßiggang ist auch im Großen

der Anfang aller Laster gewesen. Einen Stand im Staate zu dulden, der an keinen Beruf mehr gebunden, ist gleich verderblich für ihn selbst und für alle übrige Stände, auf welche seine unvermeidliche Entartung sich verbreiten muß. Wollt ihr also, daß der Adel nicht zum Auswuchse werde, der am gesunden Körper zehrt; wollt ihr, daß er den Sinn bewahre und pflege, den er noch in unsern Tagen bewiesen; so müßt ihr ihm ein Werk auflegen, an welchem er ihn üben und prüfen könne, ihr müßt ihm durch Pflichten seine Bedeutung fühlbar machen, und durch einen Beruf ihn fesseln an sich selbst, an den Ernst des öffentlichen Lebens, und an die Freude des Wirkens.

Welche Bestimmung man dem Adel geben soll? Dies würde allerdings eine unverständige und alberne Frage seyn, wenn wir sie in dem Sinne stellen wollten, wie man etwa irgend eine Verwendung für einen überzählig gewordenen Beamten, oder für einen geschäftslosen Präbendisten sucht. Es kommt hier durchaus nicht darauf an, welche Bestimmung wir für ihn nach unserm Ermessen erfinden, oder auswählen wollen, etwa weil wir dieses oder jenes Geschäft im Staate noch unbesetzt sehen, oder ihn dafür besonders geschickt glauben; sondern es ist die Frage, welche Bestimmung der Adel seiner Natur nach habe, welche Thätigkeit in seinem Verhältnisse zu den andern Ständen selbst gegründet sey, und also nicht sowol, welche Wirksamkeit wir ihm zu übertragen, sondern vielmehr, welche wir von ihm zu fordern, und was wir anzuordnen haben, damit er hierin nicht gehindert oder lästig werde. Was nicht aus solcher Quelle geschöpft ist, das führt zu eitlen Projekten und Instituten in französischer Manier, welche nie zu einem tüchtigen Bestande gelangen können, und als ein eben so unnützes als übelangebrachtes Geräthe nur der heilsamen und natürlichen Bewegung des Ganzen im Wege stehen.

Welches nun die natürliche Bestimmung des Adels sey, das müßte wohl in seinen sichtbaren Beziehungen, die er zu

den andern Ständen hat, Jedermann offen vor Augen liegen, wenn nicht in unserm Zeitalter eben alle Verhältnisse durch stumpfe Vernachlässigung oder übelverstandenes Umformen zu unklar und verwirrt geworden wären, daß man erst in ihrer vormaligen Gestalt ihre Spur und Bedeutung wieder aufsuchen muß. Man ist daher in so weit zwar auf ganz gutem Wege gewesen, sich in der Geschichte, wie man es gethan hat, darüber Raths zu erholen. Man hat aber diesen Rath selbst wieder in Irrthum verflochten, indem man die Vergangenheit publizistisch beleuchtet, und aus den Verhältnissen, welche der damalige Zustand dargeboten, Rechts-Ansprüche für den gegenwärtigen hergeleitet hat. Ob der Adel aus dem Herkommen diese oder jene Rechte in Anspruch nehmen könne, gehört nicht hieher; das ist seine Privatsache, und kann auf keine Weise die Idee seiner Bestimmung, um welche es sich handelt, aufklären, sondern vielmehr nur zu einseitigen und unrichtigen Begriffen führen, weil das Recht nothwendig immer ein einzelnes Verhältniß bestimmt, alles Einzelne aber zufällig und veränderlich ist, und nur den Begriff einer Sache gibt, wie sie in einem gewissen Moment, nicht aber, was sie ihrem Wesen nach und unter allen Umständen ist. Es ist daher nicht zu wundern, wenn die Einen dem Adel gewisse Rechte als sehr wesentliche vindiziren, welche er in unsern Zeiten selbst schon entweder als unnütz und lästig, oder als unstatthaft in Bezug auf das Ganze anzusehen angefangen hat, und wenn die Andern, mit ihrer Deduktion der Rechte zufrieden, seine Bestimmung ganz vergessen, oder ihm wohl eine solche geben, daß man erst das Mittelalter wieder herbeyführen müßte, um sie ausführbar zu machen.

Wir aber wollen vielmehr aus den Umwandlungen, die dieser Stand erfahren, das Dauernde erkennen, welches ihm geblieben ist, und welches als sein eigentliches Wesen, sich selbst gleich, durch alle Veränderungen der Zeiten und Umstände hindurchgegangen ist.

Was die andern Geschöpfe durch ihre Anlagen sind, welche mit dem physischen Wachsthum auch für jedes ihre Vollendung erlangen, das kann der Mensch nur durch ihre Entwicklung in seiner ganzen Gattung erreichen. Nur langsam in Jahrtausenden und stufenweise nähert er sich der Blüthe seines Daseyns, dem bürgerlichen Leben, das ist: der Herrschaft der Gesetze, oder was auf den Einzelnen bezogen dasselbe ist, der gesetzlichen Freyheit. Daß die Triebe des Einzelnen einem allgemeinen Willen unterworfen werden, ist das Ziel aller menschlichen Geschichte. Gehorchen muß er lernen, auf daß er sich zur Freyheit bilde. Eine Herrschaft muß er über sich wissen, und in dem Verhältnisse, wie er sie noch nicht durch freyen Gehorsam zu erkennen vermag, stellt sie sich als äußere Macht ihm gegenüber; Menschen herrschen, wo der Sinn für das Gesetz noch nicht gebietet.

Dies ist der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen; die Ereignisse, durch welche sie entstanden, kann Niemand nachweisen; denn wir finden sie schon mit der ersten Geschichte aller Völker, und nirgends hat man eine Ausnahme gesehen. Nur in dunklen Sagen hören wir, daß Muth und Stärke oder die Weisheit der Rathes zuerst die Gewalt verliehen habe, wo sie nicht ein Familienrecht des väterlichen Ansehens oder der Ehrfurcht für die Aeltesten der Stämme gewesen ist.

Fast überall finden wir in dem Anfange der Völkergeschichten die Herrschaft auch mit ihrem Mißbrauche schon verbunden. Was konnte sie auch begrenzen, so lange sie nur auf äußerer Ueberlegenheit beruhen konnte? Wer zu gebieten hatte, hieß ein Freyer, weil, wer gehorchen musste, ein Sklave war. Aber daß nicht sowol die Gewalt der Einen, als die Unfähigkeit für Freyheit der Andern, dieses Verhältniß begründet, zeigt sich schon daraus, daß diese durchaus die Ueberlegenheit der Mehrzahl für sich gehabt hätten. Es war die damalige Stufe der Menschheit, welche es nur

Wenigen gestattete, die Ehre ihrer Natur zu genießen, und so eisern lag dieser Geist auf jenem Zeitalter, daß selbst bey den gebildetsten Völkern die väterliche Gewalt auch die Kinder des Freyen der Behandlung des Sklaven unterwarf.

Es ist lehrreich und tröstlich für die Ueberzeugung von dem stetigen Fortschritte des menschlichen Geschlechtes zu bemerken, wie diese Extreme von Herrschaft und Unterwerfung in unaufhaltsamem Stufengange sich gelöst haben. Mit der Entstehung der germanischen Staaten trat ein neuer Abschnitt in die Geschichte der Freyheit und des Gesetzes ein. Auch hier Freye, die man Adel, und Untergebene, die man Leibeigene nannte. Aber diese waren nicht, wie bey Römern und Griechen, die Sachen, sie waren die Leute und Unterthanen ihres Herrn. Er war nicht mehr der bloße Privatherr, dessen Privatwillen sie mit willenloser Blindheit zu fürchten hatten; er war zugleich Richter und Befehlshaber, in dessen Ausspruch sie eine Stimme des Rechtes, und das Daseyn einer Ordnung und eines Gesetzes erkannten; sie waren nicht blos die Knechte, sondern die Bauern seiner Güter, und wenn der unwillige Sklave des Römers seinem Gebieter nur durch das Recht des Besitzes unterworfen sich fühlte, so war es ihnen minder fremd, sich ihrem Gutsherrn mit eigner Treue zuzuerkennen, weil sie sahen, daß ja auch dieser mit Blut und Gut der Person seines Lehnherrn verbunden sey. Der Sklave des Alterthums durfte sich nicht als Griechen, als Römer denken; nicht allein das Gefühl eines rechtlichen Zustandes seiner Person, selbst der süßeste Gedanke jener Zeit, der des Vaterlands, war ihm vernichtet; der Unterthan des deutschen Freyen war ein Deutscher, er dachte mit Stolz und Liebe seines Vaterlandes, und des Mannes Bestes, das Schwert, führte er für die Vertheidigung und Freyheit des Volks, dem er sich angehörig fühlte. Er war aber die Masse, und der Adel allein der freye Wille dieses Volks.

Auf dieser Stufe schien nun die deutsche Nation stehen

bleiben zu müssen; denn auf dem Boden des ganzen Landes, welcher das Eigenthum des Adels war, war kein Raum mehr zu finden, auf welchem die persönliche Dienstbarkeit sich hätte ablösen können. Der Sinn der Freyheit, des Germanen angeborner Erbtheil, fand ihn auf einem andern Felde. Die Thätigkeit, gerade jene, welche bey dem Griechen und Römer ausschließend zur Sklaverey zu eignen schien, die Gewerbsamkeit, welche an keinen Boden gebunden ist, sammelte Menschen, und schloß einen neuen Kreis der Freyheit auf. Wie die Bürger und ihre Städte entstanden seyen, wissen wir eben so wenig nachzuweisen, als den Ursprung des Adels; es war auch hier nicht ein Werk der Menschen, sondern die Regung des Geistes, der sich entbinden musste; wir wissen nur von dem Schutze, den ihnen die Mächtigern gegeben, als sie schon vorhanden waren. Wenn man aber, wie viele Geschichtschreiber, nur feine Politik in diesem Schutze sucht, welche dem Adel ein Gegenwicht geben wollte, so wird die Wirkung mit der Ursache verwechselt; der Politiker kann von Umständen Vortheile ziehen, aber nicht sie erschaffen. Die Achtung für die neuaufkeimende Freyheit hat den Mächtigen getrieben, sie zu beschützen, und weil sie würdig war, sich selbst zu beherrschen, hat sie Antheil gefunden an der Herrschaft des Volks. Die Privilegien, welche den Zünften und Städten das Selbstregiment, und später die Stimme auf den Landtagen einräumte, haben nur bestätigen können, was sie durch eigne Selbstständigkeit angesprochen und bemessen hatten.

Zwey Glieder waren es nun, welche die Nation und ihre Freyheit vorstellten, der Adel, in welcher sie mehr auf persönlicher Unabhängigkeit und der Macht des Besitzes beruhte, und der Bürger, welcher durch die Stärke des Vereins und durch die Früchte seiner Thätigkeit sie zu erhalten suchte. In dem gemeinen Wesen der Städte bildete sich der Sinn für den Organism innerer Einrichtungen; unsre ganze

Gesetzgebung ist ihrem Geiste nach von den Städten ausgegangen. Aber wie in ihnen das Gefühl für die Nothwendigkeit des Gesetzes sich entwickelte, so erhielt sich in dem Adel die Eifersucht gegen den Mißbrauch derselben. Dies ist der Geist von dem Bessern beyder Stände noch bis auf den heutigen Tag, und wenn wir uns erinnern, wie sie sich in ihren besten Zeiten und von ihrer besten Seite gezeigt haben, als noch der wechselseitige Widerstand ihre Kräfte erhob, und zu Tugenden nöthigte; wenn wir die Einen mit den Andern vergleichen, den hochfahrenden Rittersinn mit dem Stolze bürgerlicher Bescheidenheit, den Freyheittrotz auf den altväterlichen Burgen und Erbgütern mit dem Gefühl billiger Unabhängigkeit im selbstgeschaffnen Erwerbe, den kecken Eifer und den Zorn gegen Unrecht mit jener geschäftserfahrnen Bedächtlichkeit und Redlichkeit, die wilde Unruhe und Thatenlust des Ritters mit dem tüchtigen Bürgersinne für Fleiß und Vollendung; so scheint es, als wenn die Eigenschaften der Einen hätten den Ruhm der freyen Tugend zeigen, die der Andern aber das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit im Staate hätten erwecken sollen.

Wie die Freyheit in ihrer Fortschreitung durch die Thätigkeit des bürgerlichen Gewerbes sich von der Dienstbarkeit der Scholle befreyte; so fand sie später noch ein beweglicheres, höheres und allgemeineres Feld in der Thätigkeit des Geistes. Auf welche Weise sich durch die Pflege und Achtung der Wissenschaften und der Künste, durch die Uebung des Gottesdienstes, durch die Aemter des Staates, diese neue Klasse nach und nach gebildet, den Adel und den Bürger in ihr seltsam gemischt und genähert, und wie sie sich dadurch mit Recht den Namen des Mittelstandes erworben habe, wollen wir nicht weiter ausführen, weil wir eben in dem Zeitpunkte leben, wo diese Klasse ein überwiegendes Gewicht über die andere erreicht hat, und daher, was wir sagen könnten, unsern Lesern entweder aus der Rolle, die sie im Guten

und Schlimmen spielt, hinlänglich bekannt, oder wenn er etwa selbst zu sehr in dieser Rolle befangen ist, unverständlich seyn muß. Zu einem eigentlichen Volksstande, welcher eine abgesonderte, politische Selbstständigkeit behauptete, hat sich diese Klasse nie erhoben, selbst jetzt in dem Augenblicke ihrer Kulmination nicht. Die Ursache ist klar, denn erstens ist der Boden, auf welchem sie steht, zu geistig, zu beweglich, als daß sich ein bleibendes, äußeres Verhältniß für sie hätte bilden können; zweytens ist sie ihrer Entstehung nach gemischt aus Adel und Bürger, und darum wankend zwischen Beyden; drittens besteht sie selbst aus so ungleichartigen Theilen, und diese sind durch so verschiedenartige Bestimmungen gesondert, daß sie mehr die Natur eines Aggregates, als eines zusammengeschmolzenen Ganzen hat. Eben weil sie sich blos mit geistiger Thätigkeit beschäftigt; so gibt die Idee seiner Bestimmung Jedem von ihnen einen viel mehr divergirenden Charakter, als z. B. die Verschiedenheit der Gewerbe, welche doch in dem Erwerbe und in der Emsigkeit zusammentreffen, dem Bürger geben können. Der Arzt findet sich nicht in den Staats-Beamten, der Advokat nicht in den Künstler, der Rechtsgelehrte nicht in den Priester oder Philosophen u. s. w.; es ist nur die bewegliche und unruhige Strömung des Geistes, ein nirgends befriedigtes Streben, welche Alle im Wirbel dahinführt. War und ist nun diese Klasse wegen der Beweglichkeit ihres Charakters und ihrer Bestandtheile nicht geeignet, eine geschlossene Gesammtheit im Staate zu bilden, und eine für sich bestehende Stimme in seinen Angelegenheiten darauf zu gründen; so ist ihre Wirksamkeit auf dieselben desto entschiedener durch die Funktionen und Aemter, welche sie besorgt, durch die Erziehung des Volks, welche in ihren Händen liegt, und vor Allem durch die öffentliche Meinung, welche sie bearbeitet.

Groß und herrlich sind ihre Verdienste um Alle, und werden es bleiben, wenn nur dafür gesorgt wird, daß die

eilende Schwingung ihres Umlaufs und die vielfache Kreuzung ihrer kreisenden Bahnen sie nicht selbst und die Andern schwindeln macht. Wir erwähnen hier nicht der Würde der geistigen Thätigkeit und der besondern Bestimmungen, welchen sich diese Klasse ergeben hat, nicht des Schatzes der Kultur überhaupt, den wir ihr danken; es ist ihr Einfluß auf das politische Fortschreiten der Nation, welchen wir hier erwägen. Der Streit zwischen dem Adel und Bürger, welcher Anfangs heilsam und nothwendig war, um ihre Kräfte und Sinnesart zur Reife zu bringen, würde mit der Zeit sie selbst aufgezehrt haben. In der versöhnenden Einwirkung des Mittelstandes hat er sein Ende gefunden. Edelleute zogen nun in die Städte, Bürger siedelten sich auf dem Lande an. Licht und sanftere Sitten verbreiteten sich von diesem vermittelnden Stande nach oben und nach unten. Der Bauer lernte den Werth der Freyheit kennen und ihrer fähiger zu werden, der mildergewordene Adel sie ihm gönnen. Das Band der Leibeigenschaft fing an, sich zu lösen; in einem großen Theile Deutschlands ist sie ganz verschwunden; wo sie noch geblieben, bereitete eine fortschreitende Mäßigung ihre Auflösung vor.

So waren die Stände. Der Adel aber, in welchem die höhere Lebensstufe der Nation sich zuerst entwickelte, blieb das Vorbild der Freyheit für die Uebrigen, und der Arm, an welchen sie sich anschlossen, wenn ihr von innen oder von aussen Gefahr drohte. Er als der älteste Stand war es auch, der das Alte der Verfassung zu bewahren, und ihr die Ruhe ihres Bestandes zu sichern suchte, während die Beweglichkeit der Andern für ihre Entwicklung thätig war.

Die Nation war nun in allen ihren Gliedern zu einem Grade von Mündigkeit gekommen, welcher sie wenigstens für den Sinn der Freyheit und ihre wechselseitige Achtung fähig machte. Um es aber auch für ihren Genuß zu werden, musste dieser Sinn, welcher einzeln leicht zu Spaltungen, zur Ab-

sonderung und Willkür verleitet, erst lernen, sich einem allgemeinen Gesetze zu unterwerfen. Diese Schule kam der Nation von einer andern Seite, — durch die Fürsten. Auch hier trat die Herrschaft erst als bloße Menschen-Gewalt hervor, bis einst die geachtete Ordnung sie als Macht des Gesetzes begründen würde; die Gesetze erschienen als Gebote. Während das Gefühl der Unabhängigkeit und die Selbstständigkeit der Einzelnen gegeneinander dem Grade nach gewonnen hatte, fing sie an, in dem Umfang ihres Spielraums zu verlieren. An die Stelle der Lehnsherrlichkeit, welche die losen Theile nur zu einer Gesammtheit vereinigt hielt, trat ein Regiment, welches sie zu leiten unternahm; die Völker wurden Staaten, die Fürsten Regenten, die Vasallen und Bürger Unterthanen einzelner Staaten und Stände des Landes, und wo noch Ritter und Städte des Reichs sich erhalten haben, fühlten sie je mehr und mehr sich eingeengt von den umschließenden Staaten, und in ihre Zwecke sich hineingezogen. Eine polizeyliche Gewalt bildete sich neben der ritterlichen, und erinnerte täglich mehr, daß der Einzelne seine Freyheit nicht nach Willkür gebrauchen dürfe, bis sie selbst zum Schatten zu werden schien. Selbst die Stände verloren erst von ihrem Einflusse, dann von ihren Rechten, endlich ihre Existenz. Die Fürsten wurden Souveraine, Alleinherrscher. Ein Gebot und Ein Willen lenkte Alle. So ist endlich auch zuletzt der Stand der Fürsten zur Freyheit gelangt, und in ihnen die Herrschaft der Regierung. Es wird ihnen nicht anstößig dünken, daß wir sie zu den Ständen des Volks zählen; sie waren ja nicht Usurpatoren, welche die Nation unterwarfen, sondern Häupter, die aus ihr selbst gekommen sind, und ihr angehören. Sie sind die herrschenden Familien in größern Kreisen, wie es der Adel überhaupt einst in kleinern war; sie sind unsre höhern Edelleute, wie Deutschlands Kaiser einst der erste war. Die Freyheit der Regierung konnte sich vorläufig und äußerlich nur in der Un-

umschränktheit der Macht zeigen. Aber so sehr alle Selbstständigkeit vor ihr zu verschwinden schien, so wenig konnte das Gefühl der Unabhängigkeit rückwärts gehen, nachdem es einmal in der Nation erwacht war. Unterwerfen konnte es sich, aber seiner selbst nicht mehr vergessen. In gleichem Maße, als die Herrschaft ihren Arm ausbreitete, wurde auch die Einsicht und das Gefühl der Nation lebhafter, daß nur die Würde des Gesetzes dem Willen solche Macht verleihen, daß nur das Gesetz solche Opfer fordern könne, und daß die Unterwerfung nur vorausgehen müsse, um eine gesetzliche Freyheit für Alle zu begründen. Die Fürsten selbst sprachen sich als die ersten Verwalter der allgemeinen Ordnung, als die Verkünder des nationellen Willens aus, und während der rechtliche Antheil des Volks an der Regierung durch repräsentirende Glieder vernichtet schien, übte es denselben mehr als je durch die Stimme seiner öffentlichen Meinung. Die öffentliche Meinung Deutschlands hat denjenigen gerichtet, welcher sie wie eine Puppe zu lenken, oder wie das letzte Phantom der Volksamkeit wegzuwerfen, unternommen harte, und zum Zeichen, daß sie in unsern Fürsten nicht die Willkür des Menschen gefürchtet, sondern das Organ des Gesetzes verrechnet, hat sie mit dem Blute des Volks ihnen ihre Freyheit wieder errungen, und die Hoffnung anvertraut, durch sie auch dem Volk die seinige zu erwerben. Der Sklave kennt nur die Furcht, aber nicht die Liebe; die Treue wohnt in der Brust des Freyen. — —

So ist die Nation in einer Richtung mit der Unabhängigkeit, in der andern mit dem Gehorsam vertraut geworden, damit das Eine sie des Andern fähig mache, und umgekehrt; sie ist wieder angekommen, von wo sie ausgegangen war. Der Kreislauf ihrer Erziehung ist in großen Umrissen geschlossen, und als Mann will sie üben, wozu sie sich in jugendlicher Ungebundenheit und Zucht gebildet. Sie erwartet von den Fürsten die Gründung und das Vorbild der gesetz-

lichen Freyheit, wofür sie sich unterwerfen gelernt hat; die Herrschaft eines allgemeinen Willens soll sie zu Einem Ganzen vereinen; sie begehrt eine Verfassung.

Eine ernsthafte Verfassung begehrt die deutsche Nation, nicht ein französisches Konstitution=Modell, mit welchem das Volk in kindischer Einbildung eine Bewegung nachspielt, woran es keinen Antheil, und wozu es keine Fähigkeit hat; eine lebendige Verfassung will der Deutsche; nicht wie todte Gewichte sollen die Glieder der Nation an ein Räderwerk gehängt werden, deren Gang ihnen fremd und unverständlich ist, sondern es soll eine Einrichtung werden, welche jedem Stande die Stelle einräumt, die er seiner Natur nach, und als ein lebendes Organ des allgemeinen Leibes, in dem Zusammenhange und in der innern Bewegung des Ganzen auszuzufüllen reif ist.

V.

Von der Staats=Verfassung.

Es ist kein Wunder, wenn die Deutschen, nachdem sie einmal den väterlichen Fußpfad verloren, und selbst auf eignen Füßen und miteinander zu gehen etwas verlernt haben, gar sonderbar herumirren, und durcheinander wanken, so daß man es schwer halten möchte, die Gegend der Heimath zu erkennen, welche sie suchen. Allein zwey Punkte sind deßungeachtet zu erkennen, nach welchen im Ganzen die vielfach sich kreuzenden Bewegungen und Forderungen gerichtet sind, und worüber sie die babylonische Verwirrung und Gefangenschaft im Ganzen verständigt hat. Einmal nämlich sind sie zu der Einsicht gelangt, daß die Vielheit unter Einen Hut gebracht, und die Freyheit, sey es in einzelnen Staaten oder im ganzen Reiche der Nation, von Einem Haupte regiert werden müsse, wenn sie nicht gesetzlos sich selbst zerstören soll, — und zweytens, daß die Verfassung der einzelnen

Länder, wie des ganzen Reichs auf demselben Grundsatze beruhen, daß sie die Eigenthümlichkeit der Glieder achten, und ihren gemeinsamen Sinn und Willen an den Tag bringen soll, damit die allgemeine Verfassung des Reichs den besondern Staaten ein Vorbild werde für die Herrschaft des Gesetzes unter dem Oberhaupte, für die Stimme des Gesetzes in den Ständen, und damit ein gleiches Verhältniß von Fürst und Ständen in den Einwohnern der einzelnen Lande den Sinn der Treue und Freyheit nähre, und das Bild des Ganzen ihnen gegenwärtig halte, welchem sie angehören, und dessen Schutz und Geist sie ihre bürgerliche Wohlfahrt verdanken. So allein kann die Blüthe des deutschen Volks gedeihen; es muß in dem besondern Bande nichts mehr bestehen können, was seine Wurzel nicht in den allgemeinen Boden hinausgetrieben hat, und von diesem seine Nahrung empfängt.

Daß eine solche Einrichtung dem allgemeinen Vaterlande zu Theil werde, wollen wir hoffen; hier aber haben wir nur zu untersuchen, welchen Antheil sie den Landesständen nach der Natur einer jeden Klasse an den Angelegenheiten des Landes gewähren müsse.

Nie war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Fürsten-Macht fester begründet, als in der öffentlichen Meinung und Erfahrung unsrer Tage; nie kann ihre Gesetzlichkeit fester begründet werden, als durch eine ständische Verfassung.

Man pflegt den Werth der ständischen Verfassungen vorzüglich in die Heilsamkeit der Opposition zu setzen, welche sowol die Stände, als den Fürsten oder seine Minister hindert, die Schranken des Guten und der Mäßigung zu überschreiten. Allein dieser Vortheil erscheint, bey näherer Betrachtung, als etwas ganz Zufälliges; denn erstens erstreckt er sich nur auf solche Fälle, wo der eine oder andre Theil von seiner Bestimmung ausweicht, und also schon ein Mißverhältniß im Staate vorhanden ist; zweytens setzt es vor-

aus, daß der eine Theil in einem solchen Augenblicke eben so viel Weisheit besitze, als dem andern fehlt, welches aber gerade dann selten eintritt, wenn eine Gegenwirkung am nothwendigsten wäre. Wir haben genug gesehen, wie schlaue und entschlossene Volks-Repräsentanten ihren König mit dem Netze selbstsüchtiger Anschläge umstricken, wie ein gewandtes Ministerium die Stände leiten oder theilen kann. Drittens, das Gegengewicht der Stände mag zwar oft zur guten Haltung dienen, wenn eine Regierung in Gefahr ist, durch zu große oder übel berechnete Thätigkeit sich zu verirren; es taugt aber fast nie dazu, die Gebrechen zu ersetzen, welche von einer mangelnden oder erschlafften Thätigkeit der Regierung kommen. Ja, die vielköpfige Berathung, welche es manchmal gar nicht, oft nur langsam zu einem Beschlusse kommen lässt, wird hier und da selbst einer zweck- und zeitgemäßen Thätigkeit der Regierung hinderlich, und sie wird es um so leichter, wenn Fürst und Stände sich aus dem Standpunkte der Opposition zu betrachten verleitet werden, welche den Samen des Mißtrauens und des Widerspruches in ihre Verhandlungen wirft.

So trägt ein solcher Organismus, welcher in seiner Anlage schon auf die Krankheit des einen oder andern Theils berechnet ist, nothwendig auch eine gewisse Unregelmäßigkeit und Stockung seiner Funktionen in sich, und es ist darum sehr begreiflich, warum Viele, da sie von jener untergeordneten und einseitigen Ansicht sich leiten lassen, im Zweifel sind, ob sie die Vortheile oder Nachtheile einer ständischen Einrichtung höher achten sollen, und in diesem Zweifel lieber auf dieselbe Verzicht leisten wollen.

Man führt häufig das Beyspiel der englischen Opposition an; allein dies ist ebenfalls eines der vielen Worte, welche man aus Gewohnheit nachspricht, ohne ihren Sinn zu untersuchen. Die englische Verfassung beruht auf nichts weniger, als auf einem Gegensatze zwischen König und Volk,

so zwar, daß, wenn eine Partey des Widerspruchs sich nicht von selbst bildet, die Regierung selbst eine Opposition schafft, weil sie, so wie ganz England, sehr wohl erkennt, daß dieser Gegensatz nie in das Grundverhältniß zwischen Regierung und Volk eindringen werde, noch dürfe. In keinem Lande von Europa hat man zu unsrer Zeit eine größere und festere Einigkeit zwischen dem Regenten und der Nation gesehen, als in England, und durch diese Einigkeit allein wurde jene Beharrlichkeit des Systems bey allem Wechsel des Ministeriums und des Parlaments, jener unerschütterliche und unermeßliche Kredit, und jene ununterbrochene und ungeheure Anstrengung möglich, wodurch Britannien so glorreich aus dem langen Kampfe mit der attentirten Universal-Monarchie hervorgegangen ist.

Also eine ständische Verfassung soll seyn, nicht, damit der Regent und die Landschaft wie die Arme eines Wagenbalkens in verschiedenen Richtungen gegeneinander drücken, denn da fehlt immer der Dritte, welcher ihnen sagen könnte, ob die Zunge in der Mitte stehe; sondern damit Fürst und Volk in voller, freyer Einigkeit zusammenfließen mögen, und dem Zusammenhange eines Weltkörpers gleichen, dessen Mittelpunkt, der Fürst, seine Kraft nach allen Theilen der Rundung ausstreckt, und dessen Masse, das Volk, sich wölbend gegen den Mittelpunkt senkt und zusammenschließt.

Wir wissen wol, daß wir hiemit ein Ideal bezeichnen, und daß in der Wirklichkeit die Abweichungen oft häufiger vorkommen, als die Regel. Allein, darum darf nicht eine falsche Idee schon in den Grund der Verfassung gelegt werden, wenn man nicht dadurch selbst eine Anlage der Uneinigkeit und Störungen begründen will, welchen man entgegenzuarbeiten sucht. Ist nur einmal der Organismus des Ganzen gut und natürlich geschaffen; so werden sich in der Kraft der gesunden Natur von selbst die Gegenwirkungen finden, welche bey

ent-

entstehender Krankheit des einen oder andern Theils die ungehörigen Stoffe aussondern und Heilung bringen.

In diesem Sinne sagen wir demnach, daß eine ständische Verfassung, wenn sie bey einer zur Willkür geneigten Regierung oft heilsam werden könne, für einen guten und weisen Regenten ein unentbehrliches Bedürfniß sey. Es ist ein Leichtes, zu regieren nach allgemeinen theoretischen Zuschnitten, und die Sammlung von Gesetzen anzufüllen mit Verordnungen, welche bald zu früh kommen, und ohne Wirkung bleiben, bald mit einer ungeschickten Assimilation alle natürliche Verhältnisse verwirren, und die wichtigsten Angelegenheiten liegen lassen, weil ihre Behandlung zu schwierig oder weniger glänzend ist; aber um praktisch zu wirken und dem Staate fürstlich zu dienen, um in der Kulturstufe des Volks zu erkennen, was zur rechten Zeit zu fördern sey, damit man weder zu früh noch zu spät komme, um in dem Grade, dem Umfange, den Besonderheiten der Betriebsamkeit und der Bedürfnisse des Volks zu finden, wo eingegriffen werden könne, um ihm fortzuhelfen, oder, was meistens noch wichtiger ist, wo man sich enthalten müsse, um nicht zu stören und zu hemmen, — endlich, um in Hinsicht auf die auswärtigen Angelegenheiten den Takt des Volks zu erforschen, zu lenken und zu schärfen, — wer gibt da dem weisen Fürsten, der sie begehrt, jene Aufschlüsse und Mittel an die Hand, auf welche er sichere und glückliche Beschlüsse gründen kann? Wir leben in einer Zeit, wo dies seit lange einzig den Staats-Beamten überlassen war. Sie sollen die Stimme des Volks seyn. Wir fragen alle Fürsten und Nationen, wie glücklich diese Stimme gewesen ist. Entthronte Fürsten, erschütterte Thronen, zerrüttete Staaten! Ist es die Schuld der Beamten? Nein, wenigstens nicht der gutgesinnten; aber das ist die Schuld, daß auch sie keine Organe mehr hatten, durch welche sie unmittelbar über den Zustand des Volks sich hätten unterrichten, durch welche sie lebendig auf dasselbe hätten wirken können. Buchstabe und

Gewalt musste die Stelle des natürlichen Lebens ersetzen, und ein unwilliges Mißtrauen des Volks, weil es in dem Sinn und den Motiven der Gesetze fremd geblieben war, hinderte selbst das Gute, was von oben gekommen ist, und verbreitete eine gefährliche Neigung, zu umgehen, was nur als ein unverstandenes Gebot der Gewalt betrachtet wurde. Jeder gründliche und redliche Staats-Beamte fühlte aber selbst am besten, wie sehr er von allen sichern Mitteln verlassen war, und sah sich in der Verlegenheit, sie durch zufällige und kümmerliche Privatnachforschungen zu ersetzen. So nothwendig dem Fürsten der Beamte ist, so unentbehrlich sind diesem die Organe der Nation. Der Gang seiner Bildung und das Verhältniß seines Standes, welche ihn den Beschäftigungen und dem Umgange von dieser entrücken, die Menge seiner Geschäfte, welche ihm jede genaue Beobachtung erschweren, lassen ihm im kleinern Kreise, wie dem Fürsten im grössern, lediglich die Fähigkeit, die Thatsachen zu erwägen, welche ihnen vorgelegt werden; und Beyde bleiben blind mit dem besten Gesichte, sobald es ihnen an einem Organe fehlt, welches die Thatsachen aus der großen Tiefe des Volks vor ihre Augen bringt. Jeder gründliche Beamte fühlt es hinlänglich, wie wenig er für sich die Verhältnisse eines Lehrjungen, geschweige einer Zunft, geschweige aller Stände und des ganzen Staates zu durchsehen vermag.

Unser Zeitalter hat bey aller seiner Altklugheit es selbst endlich empfunden, und sich Handels-Kammern und technologische Kommissionen und Ackerbau-Gesellschaften erschaffen, um sich eine Krücke zu bilden. Es hat sich ein polizeyliches Mikroscop organisirt, um jede Regung der Bürger zu erfahren; es hat mit Proklamationen und gedungenen Zeitungen und Flugschriften oder mit ihren Verboten, mit Dotationen und Legionen von Ehrenzeichen auf die öffentliche Stimmung zu wirken versucht. Allein es war begreiflich, daß alle diese Institute und Mittel, wie wir es auch gesehen haben, ihren

Zweck nur halb und momentan erreichen konnten. Denn ihre Wahl kam nicht aus dem Volk, sondern aus den Staats-Beamten, welche nur jenen Geist in sie hineintragen konnten, von welchem sie selbst zufällig beseelt waren. Die Freyheit hat ihnen gefehlt, welche allein die Mutter der Wahrheit ist, und die allgemeine Anerkennung, welche allein ihnen eine tiefer greifende Wirksamkeit geben kann.

Es ist ein ungeheurer, ein schrecklicher Gedanke, welcher einen Fürsten, der Geist und Herz hat, ihn zu fassen, erdrücken muß, die Vormundschaft von Millionen Menschen auf sich zu laden, ohne sie über ihre Wünsche, über ihre Verhältnisse und Angelegenheiten fragen zu können, eine ganze kultivirte Nation, deren Geistesmasse kein einzelnes Genie ermessen kann, als unmündig behandeln zu müssen, und keine organisirte Stimme zu finden, durch welche sie gesetzlich und frey sich ihm kund geben könnte.

VI.

Von dem politischen Verhältnisse der Stände gegeneinander.

Wenn wir das Verhältniß des Fürsten zum Volk, wie es in dem richtigen Begriffe einer Verfassung sich darstellt, durch ein Gleichniß ausdrücken sollen, so müssen wir es uns denken, als die Seele mit einem lebendigen Leibe verbunden. In ihr liegt das fürstliche Regiment; von den Sinnen und Gliedern des Leibes aber erhält sie die Bilder der Außenwelt; von ihm empfängt sie die Gefühle des Bedürfnisses; in ihm liegen die Organe der Bewegung, auf und durch welche sie wirken kann; in seinem Gedeihen findet sie ihre Kräfte.

Aber so wie zwischen dem Geiste, welcher in dem Fürsten wohnt, und der leiblichen Gestalt oder dem Volk nicht Opposition und Zwietracht gedacht werden kann; so müssen auch die Organe des Leibes sich in harmonischer Wechselwirkung zu

einem Ganzen vereinigen. Diese Organe sind die Stände des Volks. Man könnte den Bauer mit den zahllosen Gefässen vergleichen, welche Nahrung und Wachsthum des Körpers durch die Säfte bereiten, welche sie verschließen, den Bürger mit den beweglichen Gliedern, welche über den Körper selbst hinausreichen, um die äußere Welt zu erfassen, und in der weiten Brust würde sich der Adel zeigen, welcher den ätherischen Athem empfängt, um die Wärme und Freyheit des Lebens in alle Theile des Körpers zu ergießen.

Unsre Zeit, deren Krankheit es war, in allen Dingen das Eigenthümliche und Wirkliche zu vernachlässigen, und überall nur eine theoretische Allgemeinheit zu suchen, hat auch den Begriff der Stände verloren. Sie hat in der Verschiedenheit der Beschäftigungen oder der Lebensweise der Staatsbürger nichts weiter gesehen, als die verschiednen Privatmittel, deren Jeder gebraucht, um sein Leben zu verdienen, oder zu genießen, daß es aber diese Mittel sind, welche äusserlich die Nation in große Massen vertheilen, damit ihre Bildung und ihre Kräfte auch innerlich sich nach verschiednen Stufen und Richtungen entwickeln, und ein mannigfaltiges, sich selbst erregendes Leben gewinnen könnten, daß jene Masse nicht blos äußerlich bedingte Abtheilungen eines großen Ameisenhaufens, sondern in sich selbst geschlossne und wesentliche Glieder eines Ganzen, daß sie nicht Klassen, sondern Stände des Volks seyen, davon wollte man keinen Begriff gewinnen.

Durch diese Ansicht war nun auch eine einfache Methode gefunden, Verfassungen zu schmieden, welche bey allem Wechsel der Façon, welchen die Jahrszeit oder das Klima forderte, unsern Konstitution-Fabrikanten gleiche Dienste leistete.

Zuförderst wurde der Bauer, der Bürger und Adel in dem theoretischen Begriffe des Staatsbürgers, und der Staatsbürger in der Abstraktion des Menschen aufgelöst,

und so alle die Gliedmaßen des organischen Gebildes wohl digerirt und sublimirt in dem politischen Mörser zu Einem Brey der Menschheit zusammengestoßen, damit sie sich desto leichter in jede beliebige Form kneten liessen, und an der ganzen geschmeidigen Masse die Gleichheit und Assimilation zu fühlen war.

Wie sehr dieser Geist der jüngstvergangnen Zeit die Menschen um das Gefühl ihrer eignen Bedeutung betrogen habe, zeigte sich in der allgemeinen Stimmung, womit diese Assimilirung- und Nivellirung-Methode aufgenommen wurde, und in deren Wirkungen man nichts Andres zu sehen wusste, als daß der Adel von seinem Standpunkte heruntergebracht wurde. Aber selbst diejenigen, welche am meisten mit diesem Systeme unzufrieden waren, sahen nicht, daß sie nicht die Einzigen sind, welche es mit seinem Schutt überdeckte, und diejenigen, welche sich am meisten darüber freuten, sahen nicht, daß ihr eigner Stand in dieser Sandfläche mit hineingekehrt wurde. Es war nicht der Adel allein, sondern auch der Bauer, der Bürger, welche aus der politischen Bedeutung ausgestrichen wurden, die Stände des ganzen Volks waren es, welche man vertilgt, die Nation war es, welche man zu einer Menschenheerde sublimirt hatte, an der weiter nichts mehr, als die Zahl zu erwägen war.

Nach einer so gelungenen Abstraktion wurde es nun ein Leichtes, für diese bis zu einer großen Ziffer ausgesogne Masse die Formel zu finden, wie Vielen unter ihnen es übertragen werden sollte, anstatt der Uebrigen bey den allgemeinen Beschlüssen mitzusprechen, und damit ja nicht ein geistiges Uebergewicht in der Diskussion die reine Leerheit des arithmetischen Verhältnisses störe, so wurde die stumme Ballotage an die Stelle der lebendigen Sprache gesetzt. Das waren die beliebten Volks-Repräsentationen, und nicht mit Unrecht wurde ihnen der Name von Repräsentanten gegeben, weil sie Niemanden mehr zu vertreten, sondern nur ein Volk vor-

zustellen hatten, was in dem Begriffe und Grunde seines Wesens aufgelöst worden war.

Zu spät ist man es gewahr geworden, daß die leere Formel des Volks oder seiner Repräsentation nichts hervorbringen könne; wenn es ihr an lebendigen Faktoren fehle, oder daß schlauere Rechenmeister sie nur gebrauchen, um ein Facit durch sie herauszufinden, welches sie schon früher zu ihren eignen Absichten in Bereitschaft hatten. Man glaubte dieser todten Maschine ohne eignen Trieb und Ruhepunkt Gang und Haltung zu geben, indem man eine künstliche Gegenwirkung in sie selbst hineinzulegen suchte; man theilte die Stellen der figurirenden Repräsentanten in die Bedächtlichkeit des Alters und in das Feuer der Jugend, oder später in die Liebe der Erhaltung und in die Kraft des Staats-Betriebs; die traurige Farce, welche mit einem Intriguenstücke begann, sollte mit einem Charakterstücke sich enden. Vergebens! Die Weisheit und die Thätigkeit, die Mäßigung und die Kraft konnten nicht willkürlich geschaffnen Organen aufgetragen werden, wie man einem die Funktionen eines Amts überträgt, und das vieläugige und vielarmige Wesen konnte weder sein eignes Bild erfassen, noch seiner Bewegung mächtig werden, weil es mit den Nerven des Volks nicht mehr zusammenhing. Die Triebe, welche bewegen, welche erhalten sollen, können sich nur an dem Herzen der Nation erwärmen, nationelle Funktionen können nur aus den ursprünglichen nationellen Gebilden, aus den Ständen hervorgehen.

Die Verfassung kann ein ganzes Volk auflösen; aber Stände kann sie weder schaffen noch vertilgen, sie kann da Keinem etwas zutheilen noch nehmen; sondern nur das Verhältniß unter ihnen aussprechen, wie sie es findet. Von einem arithmetischen Uebergewichte, oder von einem politischen Vorrechte unter ihnen kann keine Rede seyn. Jeder ist eine natürliche Einheit in dem Körper der Nation, Jeder hat seine angeborne, eigenthümliche Stimme. Ob die Zahl der Glie-

der, welche sie zur allgemeinen Aeußerung und Berathung erwählen, nicht im Verhältnisse seyn soll mit der Anzahl der Individuen, aus welchen jeder Stand besteht, ist eben darum eine Frage, welche den Sinn ihres Gegenstandes vergisst; nicht die Individuen, sondern die Stände sollen durch die Abgeordneten vertreten werden; nicht in der Zahl ihrer Köpfe, sondern in der innern Wechselwirkung ihrer Eigenthümlichkeiten erkennt sich die Nation. Noch weniger kann die Stimmfähigkeit an die Masse des zufälligen Vermögens, an ein gewisses Einkommen gebunden werden! Es war dies das mißlungene Mittel einer Zeit, welche für jeden Bürger, dem sie Aktivität erlauben wollte, eine Bürgschaft zu nehmen gezwungen war, weil sie Jeden gefährlich gemacht hat, indem sie Jeden seinen natürlichsten Interessen entrissen, weil sie die ganze Nationalmasse zum Pöbel gemacht hat, indem sie alle gleichstellen wollte, und den Stand der Bauern und Bürger herunterwürdigte, indem sie seinen eignen Standesstolz so sehr verlöschte, daß er glauben konnte, durch die Fortdauer des Adels erniedrigt zu seyn. Indem sie die beneidete Macht ererbter Familien-Ehre zu stürzen glaubte, hat sie die verderbliche des blinden Reichthums errichtet.

Wir hoffen, daß für Deutschland die Zeit wieder gekommen sey, wo der Landmann sich mit Stolz einen Bauer nennt, wo der Bürger es verschmäht, nach fremdem Rang zu trachten, und nicht findet, worin er den Edelmann beneiden könnte, und wo der Adel seinem wackern Selbstgefühl keinen Abbruch zu thun glaubt, indem er die Ehrenhaftigkeit der andern Stände achtet.

Wie die verschiednen Stände mit ihren Nebenzweigen sowol nebeneinander, als in Beziehung auf das Ganze dermalen gestellt seyen, wollen wir schließlich mit einigen flüchtigen Zügen betrachten, und, weil wir sie lieben und die Wahrheit, uns nicht scheuen, diese zu sagen.

VII.

Fortsetzung in Bezug auf die einzelnen Stände.

Der Landmann ist, wie die Scholle, die er bauet, der Boden, gleichsam das mütterliche Prinzip des Staats. Gesund und kräftig an Leib und Sinn durch die Mannigfaltigkeit seiner Beschäftigungen und durch den vielfältigen Umgang mit den Gesetzen der Natur, mehr, als ein Andrer, sein eigner Ernährer und aller Uebrigen, ist ihm eine anspruchlose Freyheit eingepflanzt, und die Einfalt der Sitte, welche nur zu pflegen sucht und zu erhalten, und das Schaffen und Wechseln der Natur allein überlassen will. Dies ist auch sein politischer Charakter, von keinem Stande ist dieser fester und wesentlicher gegründet. Er hat, wie die Mutter, gegen den Staat beynahe nur eine negative Seite, daß seine häusliche Freyheit und Sitte nicht gestört werde. Friedlich in seiner Ruhe, ungestüm und Alles wagend, wenn sie zerstört wird durch äußere Feinde. Auf einem solchen Stande allein kann der Staat und der Geist des Volks ruhen. So ist der Bauer noch, wo er seine Einfalt erhalten; aber zum Pöbel ist er geworden, wo ihn der Eigennutz oder das Eingreifen in seine Ruhe und Freyheit zur unnatürlichen Aktivität geweckt, und sein Gemüth mit städtischer Verschmitztheit gemischt hat. Da erscheint sein Charakter, wie in den Zeiten des Bauernkriegs, wo er gegen den Druck des Glaubens, der Sitte und der väterlichen Satzungen, aber auch in dem einmal erregten Ungestüm gegen die Heiligkeit des Rechtes und Besitzes gekämpft hat. Selbst der Begriff des Eigenthums und die Achtung der Persönlichkeit erlischt in der wilden Widerspenstigkeit und Begierde. Den Anordnungen der Regierung setzt er sich mißtrauisch und gern entgegen, und Allem, was allgemein ist; kaum weiß er das gemeine Bedürfniß seines Dorfes zu beachten.

Aber man müſſte den Bauer wenig kennen, wenn man dieſes Uebel für ſo tief gewurzelt halten wollte. Die ungeheure Noth der Zeiten, welche durch die verkehrten Finanz-Syſteme gröſstentheils auf den Landmann entladen wurde, der Druck der Unterbeamten, die übelverſtandenen Plackereyen unſrer Polizeyluſtigkeit, die fremden Rechtsgeſetze, das aufgedrungene und unzeitige Kultiviren, und endlich die Lockungen und das böſe Beyſpiel der andern Stände haben ihn übellaunig und miſstrauiſch, lüſtern und falſch gemacht, und ein wildes Weſen in ihn gebracht. — Die Erfahrung zeigt es, daſs kein Stand leichter und gründlicher wieder zu ſeinem ächten Charakter zurückgeführt werden könne; aber ſeine Gebräuche und Freuden, ſein unbekümmertes Auskommen und ſeine Freyheit muſs man ihm laſſen, und von uns ſelbſt nicht einen ſo hohen Begriff hegen, daſs wir glauben, der Bauer könnte viel gewinnen, wenn wir ihm, von unſrer Art zu ſeyn, Manches einflöſsen und aufdringen. Wir verſtehen es nicht, ſein Dorf zu regieren; darum überlaſſe man dieſe Angelegenheiten ihm ſelbſt, und er wird ſie und ſeinen Sinn für ein Gemeinweſen mit Liebe pflegen. Dieſes Recht, welches ſeine beſcheidne Freyheit ſchützt, und ihn an das Allgemeine bindet, gebührt ihm, und iſt vielleicht das einzige Privileg, welches ihm die Verfaſſung zu ſichern hat.

In allen Einrichtungen wählt der Bauer nur das Nothwendige; das Entbehrliche oder Ueberflüſſige miſsfällt ihm, oder wird ihm nachtheilig. Darum iſt auch die Mäſsigkeit und natürliche Weisheit ſeines Rathes zu ſchätzen in den Verſammlungen der Stände, ſo lange es ſich um einfachere Verhältniſſe und um die Pflege und Erhaltung des Ganzen handelt.

Fremd iſt ihm die vielfach ſich kreuzende Betriebſamkeit des Bürgers, der das Neue und das Weite zu ſuchen gewohnt, und nicht leicht dieſe Beyden wiſſen ſich zu verſtändigen. Darum hat man einen Miſsgriff begangen, Beyde un-

ter dem verwirrten Begriffe eines dritten Standes in einer Bank oder Kammer zu vermischen.

Mit leichterm Verständnisse und Zutrauen schließt er sich in Dingen, welche sein eigner Gesichtskreis nicht überschauen kann, dem Adel an, welcher ihm wesentlicher durch den Grundbesitz, als dem Bürger durch Kultur und Lebensweise verwandt ist. Der Adel ist sein natürlicher Vormann und Sprecher in verwickelten Lagen und bedenklichen Umständen.

Wir haben die Ehrenhaftigkeit und Regsamkeit des Bürgers schon in unsern vorigen Untersuchungen karakterisirt, und nicht unbemerkt gelassen, welche Wunden ihm und seiner Achtbarkeit der sogenannte Zeitgeist geschlagen habe. Nur dann wird er sich wieder zu der würdigen Stufe erheben, welche ihm die Geschichte und die Natur seines Standes anweist, wenn er frey und in sich selbst gegründet dasteht, daß er seine Wichtigkeit im Staate fühle, und dem Adel lieber seinen eignen Werth entgegensetze, als mit ihm um eine täuschende Gleichheit buhle.

Durch die kleinen Landstädte scheint sich der Bürger an den Bauer anzuschließen; aber es fehlt ihnen meistens die vielfache Beweglichkeit des Städters, wie die Einfalt des Landmanns; sie scheinen vielmehr nur die Mängel von Beyden zu haben. In den Berathungen aber werden sie von dem Geiste der größern Städte dahin gezogen, und diese sind es, welche den eigentlichen Bürgersinn bewahren.

Der Bürger hat eine große Ueberlegenheit im Staate. Die Geschlossenheit und das zusammengedrängte Leben in den Städten gibt ihm einen entschiednen Gemeinsinn; der vielfache Verkehr und seine beständige Richtung auf den Gewinn, eine besondere Gewandtheit und Anstelligkeit, selbst die Beweglichkeit seines Kapitals verschafft ihm ein Uebergewicht. Eben diese Umstände stimmen ihn aber auch zu einer gewissen Einseitigkeit des Urtheils und des Interesse, welche ihn nur um so folgerechter seinem Ziele entgegenführt. Daraus ist

es zu begreifen, warum die Institute und Gesetze der meisten Länder die Städte und ihre Gewerbe so unverhältnißmäßig auf Kosten und selbst zum Druck der Landwirthschaft begünstigt haben, obwol der tiefere Blick wohl erkennt, daß dem Bürger selbst kein gründlicher Dienst damit geleistet worden sey. Das städtische Interesse würde auch unfehlbar nach und nach zu seinem eignen Verderben das herrschende werden, oder mit jenem des Landwirths in Feindschaft gerathen, wenn nicht zugleich in dem Adel ein Stand begründet wäre, welcher, der nothwendige Mittler von Beyden, durch seine Bildung- und Lebens-Weise sich zwar mehr dem Bürger nähert, nach seiner Natur und seinem Interesse aber sich mehr für die Sache des Landmanns neigt. Durch den Bürger wird der Staat zu neuem Leben angefacht, in dem Bauer stellt sich diesem die Ruhe und das Bleibende entgegen, der alte Stamm des freyen Adels bewahrt das nationelle Wesen, daß es mit dem Veränderlichen nicht fortgerissen, in seiner Entwicklung nicht gebunden werde.

So hat die Natur der Nation durch das ursprüngliche Verhältniß ihrer Stände gesorgt, daß die besondre Anlage jedes Einzelnen der allgemeinen Wohlfahrt dienen müsse, indem sie ihre eigne Richtung zu verfolgen scheint. Eben deswegen muß auch die Verfassung dieses Eigne nicht unterdrücken; sonderm Jedem vielmehr dasjenige sichern, was seine Natur anspricht. Der Gemeingeist und die Neigung zu Innungen zeichnet den Bürger aus; darum muß es ihm auch gegönnt seyn, sein gemeines Wesen durch eigne Räthe zu verwalten, und in den verschiednen Zweigen seiner Betriebsamkeit durch besondre Innungen und Zünfte die Ordnung zu handhaben. Auch Vorrechte und Befreyungen mancher Art sollen dem Bürger verliehen werden, nicht blos, um die Verhältnisse seiner Gewerbsamkeit zu begünstigen, sondern damit er sich desto mehr als einen Stand des Volks bezeichnet sehe, und in dem Umschwung seiner wandelbaren Geschäftigkeit sich

stets wieder an den Mittelpunkt der gemeinsamen Verfassung hingezogen fühle.

Der Bürger und der Bauer sind die Stände, welche auf dem physischen Bedürfnisse der Nation beruhen. Sie bilden die Grundlage, die Masse der Nation; sie erhalten sich selbst, und was im Staate ist, das kommt fast nur von ihnen. Es ist daher ganz natürlich, daß die Verfassung ihnen auch nichts geben, sondern nur was sie sind und haben, gewähren könne, — ihren Besitz, ihre freye Thätigkeit und ihren ständischen Charakter.

Diesen gegenüber stehen Andere, deren Bestimmung nur aus dem rein geistigen, oder erst aus dem gesellschaftlichen Bedürfnisse hervorgeht, — der Geistliche, Soldat, Beamte und Lehrer u. s. w.. Was diese sind und haben im Staate, kommt von der Nation; ihr Beruf und ihre Macht, ihr Ansehen und Unterhalt ist ihnen vom Staate verliehen. Man nennt sie zwar Stände, und sie können als solche betrachtet werden in Hinsicht ihrer innern Eigenthümlichkeit, aber nicht in Ansehung einer politischen Selbstständigkeit, da sie nicht Glieder, sondern Diener des Staats sind. Weil sie bey uns keine eigne erbliche Kaste bilden, so gehören sie in Rücksicht ihres allgemein bürgerlichen Verhältnisses denjenigen Ständen an, aus welchen sie ergänzt werden, und nehmen für ihre Person Theil an den Rechten derselben. Hierin liegt die Antwort auf die Frage, die man mehrmalen aufgeworfen hat, ob auch diesen Klassen eine besondre Stimme in dem Rathe des Volks gebühre? Sie kommt ihnen zu als Individuen eines andern Standes, sie gebührt ihnen nicht in Rücksicht ihres eignen. Ihres wichtigen Einflusses wegen dürfen wir nicht unterlassen, ihnen eine flüchtige Betrachtung zu widmen.

Die Geistlichkeit saß ehedem in der Reihe der Stände, nicht als ein Glied des Staats, sondern als eine fremde und

höhere Gewalt, welche außer und über ihm gestellt war. Als die Kirche die Vormundschaft der Staaten niedergelegt hatte, und von dem Gebiete äußerer Herrschaft in das Reich der Geister zurückgetreten war, behielt die Geistlichkeit ihren ständischen Sitz vermöge des Herkommens, ihres Ansehens, und ihrer Besitzthümer, und sie war nun nichts anders, als ein geistlicher Adel. Dieser Standpunkt war auch der richtige; als Besitzer weltlicher Güter kann der Geistliche nach der Maßgabe seines Ansehens nur dem Adel oder dem Landmann zugesellt werden, mit welchen er auch durch seinen Charakter näher verwandt ist, als mit dem zu zeitlichen Getriebe des Bürgers. Als Pfleger der ewigen Güter aber gehört er dem Staate überhaupt nicht an, und liegt ganz außer demselben. Seine geistige Bestimmung ist von ihm selbst und von den Andern in gleichem Grade verkannt worden, da er sich als einen bloßen Beamten des Kultus hat ansehen lassen, und sich mit dem Mittelstande und Staatsdiener vermischt hat. Die Politik glaubte, etwas sehr Kluges ausgeführt zu haben, indem sie die Geistlichkeit in die Sphäre ihres Gebiets und Interesses hineingezogen hat; aber sie bedachte nicht, wie gefährlich die Macht über die Gemüther werden könnte, wenn sie je ihre Würde so vergessen lernte, um sich zeitlichen Absichten als Mittel zu verdingen. Von diesem Punkte ist auch der Verfall der Geistlichkeit ausgegangen. Selbst die Bessern dieses Standes haben Scheu getragen, die Würde ihrer Lehre und ihres Bekenntnisses in unverhüllter Reinheit und Strenge zu zeigen, und haben sie zu beschönigen gesucht durch weltliche Vorstellungarten, und zu empfehlen durch Gründe der Konvenienz. Sie haben die Flagge des Zeitgeistes aufgesteckt auf das Schiff ihres Heiligthums, und irdische Schätze darin zu führen vorgegeben, und weil sie nicht nach den Sternen, sondern nach den Leuchtthürmen der Menschen sahen, weil es ihnen an dem Vertrauen gebrach, daß ein Sturm von oben kommen würde, um es sicher in den

den Hafen zu leiten, so haben die Wogen der Zeit es ergriffen, und in der Irre herumgeführt.

Es gehört nicht zu unserm Zwecke, diesen Verfall und Irrsal weiters zu beschreiben, denn schaden kann die Verwirrung der Kirche dem Staate; aber helfen kann ihr dieser nicht. Sie muß sich aus sich selbst erneuen. Was der Staat gegen diese Uebel thun kann, besteht einzig darin, die Absonderung der beyden Gewalten zu bewahren, und zu erkennen, daß die Kirche außer ihm gelegen sey.

Die Ereignisse unsrer Zeit schienen zu der Meinung zu berechtigen, daß der Soldat der Erste der Stände werden würde. Er konnte es nicht werden; denn er ist nie ein eigentlicher Stand des Volks gewesen, er war ein Korps durch einen besondern Zweck geschaffen; Er war nicht aus dem Volk hervorgegangen; der Begriff der Ehre, welcher mit der Führung des Degens verbunden ist, wurde von dem Adel auf ihn übertragen, und darum hat er auch die Auszeichnung mit diesem getheilt; der Geist seines Dienstes kam ihm von der Strenge der Zucht, und durch die Absonderung von den andern Ständen; die Gewalt, welche er handhabte, durchdrang auch seine innere Einrichtung, und gab ihm Festigkeit. Seine Bestimmung war die Entwicklung der Kriegs-Verfassung nach ihrem technischen und geistigen Charakter. Sobald er in ihrer Vollendung seine eigentliche Kulmination erreicht hatte, musste die Eifersucht der Mächte, die Stärke, welche sie an taktischen Vortheilen nicht mehr gewinnen konnte, durch die zunehmende Vergrößerung der Heere suchen, und die Schranken öffnen, welche dieses Korps von dem Volk geschieden hatte. Es war die Vorbereitung zu der Rückkehr der National-Bewaffnung. Die Erweiterung des Militär-Standes schwächte seine Zucht einerseits durch Erschlaffung, anderseits durch Unbändigkeit, welche in der Wildheit und dem Uebermuth eines langen Kriegs sich erzeugte. In den einen Staaten fing die Achtung des Militärs zu wanken an,

in den andern der Ungestüm seiner Masse bedenklich zu werden. Nur eine tiefe Umwandlung desselben konnte von der Auflösung retten, welche ihm oder dem Staate bevorstand. Ganze Heere mussten aufgerieben und zersprengt werden, wie eine Rotte tollkühner Abenteurer, damit der Soldat erführe, wie wenig seine Kunst und Macht vermöge, ohne Volkskraft; Völker mussten geängstigt werden, um wieder zu lernen, wie nothwendig ihnen die Waffen seyen; der Soldat musste wieder bürgerlich, das Volk kriegerisch werden. Der Lauf Eines Jahres hat diese Umwandlung bewerkstelligt; es war ein Blitz aus der Tiefe der Finsterniß, welcher diesen neuen Geist der deutschen Heere entzündete.

Der Krieger ist kein Soldmann mehr, sondern ein gerüsteter Bürger, alle streitbare Männer des Volks sind seine Waffengefährten, und das stehende Heer ist nur ihr Kern, in welchem die Nation den Muth und die Kunst des Kriegs bewahrt. Es ist der Kern der wehrhaften Männer aller Stände, und der Sammelpunkt der Freywilligen, welche nach Thaten gelüstet; den edlen Geschlechtern geziemt diese Bestimmung vor jeder andern.

Aber der Edelmann, der Bauer, der Bürger kann durch die Waffen-Uebung sein Verhältniß zu dem Staate, seinen ursprünglichen Antheil an den Angelegenheiten desselben weder verlieren noch ändern; die Streitfertigkeit kann nur eine Pflicht, aber keinen Stand des Volksmannes begründen. Diejenigen, welche die Frage aufgeworfen haben, ob dem Kriegsheere als solchem eine besondere ständische Stimme zukomme, scheinen das Wesen seines Verhältnisses nicht erkannt zu haben; eine solche Einrichtung würde den Krieger neuerdings seinem angebornen Stande entfremden, die Nation mit ihrer eignen Macht entzweyen, und in die Gewalt, durch welche sie sich schützen will, den Keim revolutionärer Gefahren legen.

Noch haben wir von einer der wichtigsten und achtungswürdigsten Klassen zu sprechen, von dem Mittelstande.

Er ist eine neue Uebergangs-Stufe, welche die unsichtbare Leistung des Menschengeschlechts zur Erhebung seiner untern Klassen gebildet hat, eine Erscheinung, welche erst in der Geschichte der germanischen Völker, und vor allen der deutschen Nation vollendet hervortritt. Man hat seine Wichtigkeit und seine Verdienste zu wenig erkannt, noch weniger die Gefahren seines Verfalls beachtet. Wir haben seine Stellung, wie er war und seyn soll, im Allgemeinen, und die Wohlthätigkeit seines Einflusses in den vorhergehenden Untersuchungen bezeichnet; die klare Erkenntniß der nationellen Verhältnisse, wie sie wirklich geworden sind, führt allein zum Zwecke, und legt uns die Pflicht auf, mit gleicher Aufrichtigkeit, wie wir hinsichtlich der übrigen Stände es gethan haben, der Klippen zu erwähnen, an welche er in unsern Tagen gerathen ist.

Wie die Kirche das geistige Bedürfniß der Menschheit außer dem Staate, so ist es dieser Stand, welcher das Geistige in dem Umfange der nationellen Sphäre besorgt. Der Künstler hat in den neuern Jahrhunderten seinen lebendigen Einfluß, wie seine eigne Lebendigkeit verloren; sein Reich ist beynahe, wie jenes des Geistlichen, nicht mehr von dieser Welt. Der Gelehrte schien seit langen Zeiten nicht weniger isolirt zu seyn; die Fortschritte und die elektrische Kraft der Kultur öffnete seinen Systemen endlich den Eingang bey den Geschäftsmännern. Aber es war kein Glück für die Wissenschaft und die Erkenntnisse, noch für den Staat, daß die Bearbeitung ihres Geistes von jener ihrer Anwendung getrennt, und der einen die Bekanntschaft mit dem Stoffe, der andern die Einsicht des Sinnes entfremdet war: das System wurde hohl, die Praxis blödsichtig, bis endlich aus ihrer übelgerathenen Vermischung sich jene theoretisirende Tendenz erzeugte, welche gewähnt hat, die Natur der Völker meistern und

und ihre Verfassungen nach Formen gießen zu können, und in ihrem blinden Wahne dem revolutionären Egoismus zum Werkzeuge geworden ist, um die Nationalität der Völker und die Festigkeit der Regierungen zu untergraben. Wenn die neuerwachte Kraft der Regierungen und des nationellen Lebens die Schulen durchdringen, und in den Geschäften die Formen wieder dem Geiste unterwerfen wird; dann wird diese Tendenz von selbst erlöschen.

Die Geschäftsmänner waren die zahlreichste Klasse und der Mutterstamm des Mittelstandes; ihre Wirksamkeit und Unentbehrlichkeit hat ihm festen Bestand gegeben. Lange waren sie vorzüglich in Deutschland beynahe eine erbliche Kaste, in welcher sich der Sinn für geistige Kultur, das strenge Gefühl der Amtstreue, der Unparteylichkeit, der Rechtlichkeit, und ein Streben, nur dem gemeinen Besten zu leben, von Vater auf Sohn und Enkel fortpflanzte. Als die Fürsten von den gesunkenen Ständen verlassen waren; so war es diese Klasse, welche ihnen durch ihren treuen und sorglichen Rath noch die Stimme des allgemeinen Bedürfnisses ersetzte, so weit ihr eigner Gesichtskreis es möglich machte. So blieben sie in der verdienten Achtung von Fürst und Volk, bis die Entartung der Zeit auch sie ergriffen. Die plötzliche Auflösung alter Verfassungen, welche so lange mit gewohnten und ehrwürdigen Banden den ungenügsamen Trieb des Menschen mäßigte, gab ihnen den Herzensstoß, weil ihre Wirksamkeit zunächst in diese Erschütterungen hineingezogen wurde; die Reformen und neuen Gestaltungen, an welchen sie zu bauen hatten, haben ihren geraden Sinn verwirrt; die unumschränkte Gewalt, deren Ausübung in ihren Händen lag, hat den Schwindel des Hochmuths und der Machthaberey, die Noth des Volks hat Härte erzeugt; der Wechsel der Regierungen hat die Herzen von ihren Fürsten abgelöst; die Sprünge des Glücks haben eine Jagd nach Glück aufgebracht. Verschmitztheit und krummes Wesen brüstete sich als Geschäfts-

klugheit; auf dem Markte sah man Geschäfte feilbieten, das Schlechte hohnlächelte der unbrauchbaren Ehrlichkeit, oder verfolgte sie. Auch in diesem, wie in den andern Ständen, hat das Verderben nur den kleinern Theil verschont; aber auf keiner Seite konnte es zerstörender werden, als indem es diejenige Klasse ergriff, welche die unmittelbar wirkende im Staate ist. Was vermochte die Minderzahl ihrer Reingebliebenen gegen diesen reißenden Strom! Vermessen schritt die Selbstsucht und die Eigenmacht über Sitte und Verfassung, über Rechte und natürliche Verhältnisse, über alle Zweige der Nahrung und die Bedürfnisse des Unterhalts hin; das Interesse von Fürst und Volk wurde der Willkür des Begriffes und der Absicht zum Spiele, welche bis in die Stille des Hauses, bis zu der Freyheit des Gedankens drang; das Leben der Nation wurde in tausendfache Fesseln eingeschnürt, die Bewegungen der Regierung von unzähligen Formen umstrickt, welche nur das Heer der Beamten zu einer drückenden Masse vermehrten, und jeden Eingriff des Regenten in die komplizirte Maschine erschwerten; — gefährlich wurden die Kräfte, welche dienen sollten, weil es sie gelüstete, zu herrschen.

So hat der Geist der Umkehrung, welcher von Frankreich ausging, sein Gift auch in den Organismus unsrer Staaten getragen. Das bestürzte Volk, welches seine Wirkungen fühlte, erkannte seine Quelle nicht, und schob auf die Fürsten oder ihre Minister die Schuld seiner Leiden. Aber was hätten die Fürsten, die Minister gekonnt, umrungen von Werkzeugen, welche sich ihnen losgewunden, und ihrem eignen Gotte sich ergeben hatten!

Die wenigeren Edlen, welche treu in ihrer Sorge für den Regenten und seinen Staat ausgehalten, und die hohen Eigenschaften ihres Standes aufbewahrt haben, beweisen auch hier wieder, daß nicht die Wurzel des Standes entartet sey,

sondern daß es die Anarchie der Zeit war, welche seine oberflächliche Menge verdorben hat.

Gut und tüchtig, so lange sie sich nur als Dienerinn des Gesetzes betrachtete, musste sie fallen, sobald sie den ganzen Staat von sich abhängig sah, weil sie allein stand zwischen Unterthanen und Fürsten, wie eine Scheidewand, und kein Organ da war, durch welches diese die Lage ihres Volks hätten vernehmen können. Darum muß die Verfassung dem Uebel einen Damm entgegenstellen, und das Interesse der Regierung fordert es nicht minder dringend, als das der Unterthanen, daß diesen wieder in den Ständen eine gesetzliche Stimme gegeben werde, wodurch ihre Herzen, ihre Bedürfnisse unmittelbar zu ihren Fürsten sprechen können. Dann wird der Regent in jenen Beamten auch die treuen und tüchtigen Diener, und die einst so treffliche Klasse in ihnen ihre würdigen Mitglieder wieder finden.

Es ist das Charakteristische der Mittelklasse überhaupt, daß sie keinen eignen Stand bilde, sondern allen Ständen angehöre. Sie kann daher nie als eine politische Gesammtheit angesehen werden, und als solche keinen Antheil an der Stimme des Volks erhalten; nur dem Individuum kommt dieser zu, insofern es zum Bürger, zum Edel- oder Landmanne zu zählen ist. Noch weniger aber könnte der besondern Klasse der Staats-Beamten ein solcher Antheil zugedacht werden, da ihre Eigenschaft im Staate an sich nur eine vollziehende, und die Erhaltung ihrer Freyheit eben durch eine ständische Stimme außer ihr bedingt ist.

Sie würde demungeachtet durch das Ansehen ihres amtlichen Wirkungkreises, durch ihre Geschäfts-Gewandtheit und den Vorzug ihrer Bildung ein entschiedenes Uebergewicht über den Bürger- und Bauernstand erhalten, und es ist die besondre Bestimmung des Adels, durch seine Unabhängigkeit, durch seine Welt-Gewandtheit und durch eine gleiche Ausbildung das Gleichgewicht zu ergänzen. Daher sollte der zu

frequente Uebertritt des Adels in Civildienste nicht begünstigt werden, weil er dadurch leicht mit seiner ursprünglichen ständischen Bestimmung in Kollisionen geräth; wenigstens sollte es zum Gesetze gemacht werden, daß unter seine Abgeordneten nie über eine gewisse Zahl solcher Individuen aufgenommen werden könnten.

VIII.

Beschluß von dem deutschen Adel.

Wir haben umständlich die Verdienste und die Verderbniß des Adels entwickelt, und gesehen, daß die letztere nicht seinen innern Keim, oder den noch gesunden Kern getroffen habe, sondern aus der müßigen Berufslosigkeit entsprungen sey, in welche ihn der Lauf der Zeiten gesetzt hatte, — daß sie geheilt werden könne, und dieses wichtige Glied nach seinem ursprünglichen Gehalt der Nation wieder gegeben werden müsse, dadurch, daß man ihm seine Bestimmung zurückgibt. Wir haben sein Verhältniß zu dem Ganzen und zu den einzelnen Ständen in allen Beziehungen angedeutet. Wie zwischen dem Bürger und dem Bauer, so haben wir ihn wieder in die Mitte gestellt gefunden zwischen diesen nährenden Ständen und denjenigen, deren Daseyn und Bestimmung auf ein geistiges und gesellschaftliches Bedürfniß gegründet ist. Er produzirt nicht, wie jene, aber er steht so fest, als sie in dem großen Besitze des produktiven Bodens; er ist nicht abhängig in seiner Bestimmung, wie diese, weil sie ihm nicht erst übertragen worden, sondern ihm aus der Geschichte angestammt, weil er nicht von der Nation bestellt, sondern zugleich mit ihr und als ein ursprüngliches Glied derselben entstanden ist. Er ist daher freyer von Bedürfniß und Erwerb, als die nährenden, freyer von dem Menschen, als die andern Klassen. Auch seine Bestimmung geht auf ein geistiges, eigentlich politisches Band der Gesellschaft; aber die Kräfte,

welche ihn bewegen, haben ein festeres Selbstberuhen und weniger Wandelbarkeit, weil er durch sein Daseyn an den Grundbesitz und an die Vorzeit gebunden, und nicht unmittelbar in die Thätigkeit der Wissenschaft oder des Geschäfts verflochten ist.

Dieses Mittelnde und Verbindende, welches sein Verhältniß zu den andern Ständen charakterisirt, zeigt sich auch in seiner Beziehung zu dem Fürsten. Es ist ziemlich allgemein, den Adel die Stütze des Fürsten und den Mittler zwischen diesem und der Nation zu nennen, und es ist einer der vielen Gemeinplätze, welche eben so viel Falsches als Wahres enthalten, und die man wiederholt, weil man sie gehört hat, ohne sie zu verstehen. Er war die Schutzwehre des Throns, so lange er allein der Freye und der Wehrstand gewesen ist; jetzt besteht die Leibwache des Fürsten in dem ganzen Volk; dem Adel aber, welchen die angeerbten Waffen vor allen schmücken, ziemt es allerdings, zuerst nach der Rüstung zu eilen, wenn ein Feind zu besiegen ist, wie er es auch in unsern Tagen bewiesen hat. Diejenigen, welche von einer innern Schutzwehr der Regierung sprechen, sehen das Volk für einen unwilligen, zum Aufruhr geneigten, Haufen an, was es nie gewesen ist, und erniedrigen es unter den Pöbel. Der Adel kann auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne der Vermittler heißen, er steht nicht zwischen dem Fürsten und der Nation, sondern macht einen Theil von dieser aus. Auch setzt die Idee einer solchen Vermittlung eine Vorstellung voraus, als wenn das Interesse des Regenten und der Unterthanen sich entgegengesetzt, und beyde in einem nothwendigen Mißtrauen und Mißverständnisse gegeneinander befangen wären. Die Stände überhaupt sind die Vermittler zwischen Regierung und Unterthan, nicht, weil sie zwischen diesen auszugleichen und zu versöhnen hätten, sondern weil sie das Organ sind, durch welches sich ihr gemeinschaftliches Interesse und ihre Einigkeit ausspricht. Die Stände sind die

Stütze des Throns, und um deswillen ist der Adel, als ihr Vormann, auch seine erste Stütze, weil von ihm vorzüglich der städtische Geist ausgeht. Als Vormann aber wird er auch für den Angesehensten geachtet, und darum ist er der Person des Fürsten am nächsten, und leuchtet den Uebrigen durch das Beyspiel von Ergebenheit und Treue vor.

Der Charakter des Bauern gründet sich auf seinen Nahrungzweig, er ist einfach, und wenig haben ihm die Gesetze zu geben; auch der Charakter des Bürgers geht aus seinem Erwerbe hervor; vielfacher und unsteter, muß ihm das Gesetz schon mehr zu Hülfe kommen, um ihn fest zu halten, und an das allgemeine Band der Gesellschaft zu knüpfen.

Wir haben gesehen, wie das ungleichartige Wesen dieser Stände durch den Adel als Mitglied in Einklang komme. Beyde haben zunächst nur ihr eignes Interesse zu vertreten; die Bestimmung des Adels aber ist es, kein eignes, sondern nur ein allgemeines Interesse zu haben, so wie ihm durch seine Natur auch kein besondres Geschäft eigenthümlich zugewiesen ist. Er hat keinen individuellen und äußern Antrieb, welcher seinem Charakter eine besondre Richtung und Haltung geben könnte; sein Charakter, möchte man sagen, muß sich aus sich selbst erzeugen; er beruht auf der Sitte, auf dem seit Jahrhunderten fortgeerbten Geiste der Geschlechter, auf dem Gefühle des politischen Berufes; es ist der Sinn für den Werth des freyen und nationellen Mannes in der Geringschätzung des persönlichen Interesses — wir nennen ihn das Gefühl der Ehre. Je geistiger dieser Sinn ist, je mehr der Charakter des Adelstandes nur in der Region der Idee und des Gefühles wurzeln kann, und durch kein besonderes und materielles Bedürfniß gefesselt wird, desto mehr bedarf er der Fürsorge und der Haltung der Gesetze. Was höher steht, steht auch gefährlicher; leicht verflüchtiget sich der Geist, und läßt eine leere Form zurück; dann tritt das Interesse wieder an die Stelle, wo der Gemeinsinn walten sollte, dann

weicht der edle Stolz seinem unächten Halbbruder, der sich an die eitle Auszeichnung hängt, und in egoistischer Hoffart sich gegen das Ganze kehrt. Dies ist die Klippe, welche von jeher den höhern Ständen gefährlich geworden ist.

Es ist demnach zuförderst die Sorge des Gesetzes, den Geist des Adels in seiner Reinheit zu erhalten.

Es muß ihn binden, größtentheils auf seinen Gütern zu leben, damit er die alte Sitte bewahre und den Stolz der Freyheit, damit er einfach bleibe und edel, und weder die Stadt ihn zum Pflastertreter, noch der Hof zum Schranzen mache.

Es soll ihm erschweren, Handel und Gewerbe zu treiben, damit er nicht vergiftet werde durch die Sucht des Gewinns und die feile Macht des Goldes.

Es muß den Zutritt zu dem ständischen Ausschuß für diejenigen seiner Mitglieder beschränken, welche in Civil- und Hofdiensten stehen, damit keine besondere Beziehungen auf seine Stimme Einfluß gewinnen.

Es muß ihn erinnern, daß er kein eignes Interesse, sondern nur der Nation zu leben habe, und ihn binden an die Liebe der nährenden Stände, welche ihre Masse bilden. Darum soll die Hälfte seiner Abgeordneten gewählt werden von dem Stande des Bürgers und des Bauern, und er soll von diesen Privilegien erhalten, um mit Dankbarkeit an sie gebunden zu seyn. — —

Ehrengesetze und Ehrengerichte aus seinem eignen Mittel sollen wachen, daß die Ehre nirgends befleckt werde ohne Strafe, nirgends verletzt werden könne, ohne gerächt zu werden.

Ein deutscher Orden der Edlen soll Wache halten für diese Gesetze, und als oberstes Gericht entscheiden über Sachen der Ehre. Er soll der Censor des Adels seyn, er soll ausstoßen aus diesem Stande, was unnationell, was un-

deutsch, was unedel gehandelt hat, und in keinem andern Stande soll der Entwürdigte eine Stimme erhalten können.

Auch über den Gebrauch soll der Orden wachen.

Es muß Ehrensache des Adels werden, daß eine deutsche Tracht ihn als den Nationellsten bezeichne, daß aus seinem Munde die deutsche Sprache am reinsten töne, daß durch ihn fremder Form und Mode der Eingang in das Vaterland verwehrt werde. Vor Allem aber müssen auch die edlen Frauen von diesem Geiste gefesselt werden, daß die mütterliche Liebe ihres Geschlechts sich auch an der ganzen Nation beweise.

Das Gesetz muß endlich für die kommenden Generationen sorgen; durch Ritterschulen, durch die Erziehung, welche unter der Aufsicht des allgemeinen Ordens stehen, muß es den Keim der edelsten Deutschheit, den Widerwillen gegen das Fremdartige, den Haß gegen das Niedrige in die jungen Seelen legen, und ihnen zur Gewohnheit machen.

Die Erziehung muß vor Allem vaterländisch, sie muß deutsch seyn. Nicht durch fremde Formen soll, wie es bisher geschehen ist, der Adel sich vor dem vaterländischen Wesen auszeichnen, weil man das Allgemeine für gemein gehalten hat; sondern das soll sein Vorzug und sein Stolz werden, in dem Allgemeinen und Deutschen das Edelste zu geben. Die Sitte eines deutschen Bauerjungens hat für uns und an sich noch immer mehr Werth, als die Tournure eines französischen Friseurs, welche die unnatürliche Nachahmung deßungeachtet kaum erreichen konnte. Der Erste unsrer Stände soll aber nicht so klein von sich denken, daß er nicht fähig wäre, die reiche Natur seiner eignen Nation durch eignen Sinn in einem Grade von Veredlung darzustellen, welcher die beliebten Muster andrer Völker beschämen kann.

Die Erziehung sey ferner eine ritterliche. Was das Gemüth veredelt und den Körper, was den Muth erhebt und den freyen Mauerstolz, liegt ihr am nächsten. Frühe werde die Jugend mit männlichen Leibes- und Waffen-Uebun-

gen vertraut, welche mit den Kräften des Körpers jene der Seele entwickeln, und die muthige Lust erregen, sie einst in Noth und Ernst mit Ehren zu gebrauchen. Von der Wissenschaft aber lerne sie wenigstens so viel, um ihre Würde und den deutschen Tiefsinn zu achten.

Die Erziehung muß endlich der adlichen Jugend einen klaren und lebendigen Blick einpflanzen in das Wesen der Nation, in den Geist des Staats und der Verfassung, in die Verhältnisse und Bedürfnisse aller Stände, und in die Bestimmung ihres eignen.

Dieses ungefähr wären die Anstalten der Verfassung, daß der Adel seiner Bestimmung würdig bleibe; sie muß aber nicht minder sorgen, daß er sie auch erfüllen könne.

Dem Adel gebührt keine höhere, sondern nur eine eigne und gleiche Stimme, wie den beyden übrigen Ständen. Aber weil er zwischen beyden steht, und kein besonderes, sondern das allgemeine Interesse ihn zu leiten hat; so soll man in den Betrachtungen die erste, in den Beschlüssen die letzte Stimme ihm geben, um in den einen zu rathen, in den andern auszugleichen.

Darum mag der Adel wie die übrigen Stände wohl eine eigne Bank in dem Rathe der Nation einnehmen; aber nur eine Kammer soll sie alle umschließen, damit sie nicht für verschiedne Stufen oder Gewalten, noch minder als getrennte Parteyen sich ansehen, sondern in lebendiger und persönlicher Wechselwirkung sich einigen.

Der Bauernstand ist zu einem gemeinschaftlichen Sinne verbunden durch das gleiche Interesse seines Nahrungzweiges, der Bürger durch die Verschlungenheit seiner Gewerbe, durch seine Innungen und Stadtgemeinden. Die Gemeinschaft ist die Seele der bürgerlichen Freyheit, weil sie das Gefühl für die Gesammtheit erhält, sie ist ihre Stütze, weil Alle für Einen stehen, sie ist ihre Nahrung, weil durch sie eine öffentliche Meinung, als das wahre Resultat des allgemeinen Be-

dürfnisses und Geistes sich erzeugt, in welcher allein das öffentliche Leben sich ausdrückt. Die Vereinzelung führt zur Willkür oder Schwäche, in jedem Fall aber zum Egoismus. Darum muß dem Adel, welchen kein materielles Interesse verbindet, mehr noch als den Andern ein Verein gegeben werden, nicht nur damit er fester stehe, und freyer sich über alle Umstände erhebe, sondern damit auch in seinem Stande eine öffentliche Meinung sich bildet, welche seine Abgeordneten schützt und leitet, und das allgemeine Beste nicht blos dem Muth und der Einsicht des Einzelnen anvertrauet sey.

Der Adel aber ist der Bewahrer des Nationellen überhaupt, — des Deutschen. So wie es in den Angelegenheiten des Landes vorzüglich seine Sorge ist, daß nicht ein untergeordnetes Bedürfniß über das Beste des Ganzen sich hervordränge, so muß auch vorzüglich von ihm aus die Liebe für das gemeinsame Vaterland sich erwärmend verbreiten, damit auch die einzelnen Länder und Stämme nie den Mittelpunkt ihres politischen Daseyns vergessen. Der Adel gehört nicht blos den Ländern, sondern der ganzen Nation an; es kann nur einen deutschen Adel geben. Seine Verbindung kann daher nicht durch Landes-Bezirke abgemarkt, sondern sie soll ein allgemeiner deutscher Verein seyn, welchem die adlichen Landes-Verbrüderungen als untergeordnete Zweige zugethan sind. An der Spitze dieses Vereins stehe der deutsche Orden. Der Adel ist der älteste der Freyen, er soll nach seiner Bestimmung auch der Freyeste seyn von Allen in Hinsicht seiner persönlichen Verhältnisse, damit die Rücksicht auf die Menschen keinen Einfluß über ihn gewinne. Es war daher eine sinnvolle Verfassung der alten Zeit, daß er nur vor seines Gleichen gerichtet werden konnte. Nicht einen privilegirten, sondern nur einen besondern Gerichtsstand kann man es nennen, welchen die Besonderheit des Verhältnisses fordert. Wie der Soldat eines Militär-, der Kaufmann eines Handels- und Wechsel-Gerichts bedarf, damit dort die Zucht,

hier die Treue des Verkehrs erhalten werde; so soll der Adel in Sachen seiner Persönlichkeit Recht nehmen und erfahren vor Gericht aus seinem eignen Mittel, damit er unabhängig von Menschenfurcht, und im stolzen Gefühle eigner Freyheit desto treuer und muthiger anch die des Ganzen vertrete. Weil er aber der gesammten Nation angehört; so sollen auch diese Gerichte unter dem Schutz und der Aufsicht des Ganzen stehen.

Die Vorliebe der letzten Zeiten für die Gleichmachung des Gerichtsstandes war eine Wirkung theils von jener theoretischen Tendenz, welche alles Eigenthümliche in einer allgemeinen Form erstickte, theils von dem Verfall des Bürgerstandes, welcher seinen eignen Werth so wenig mehr wahrzunehmen wusste, daß er seine Verhältnisse für geringer geachtet hat, wenn er nicht auch den Adel in dieselben versetzt sehen konnte.

Wie von den Menschen, soll der Adel auch unabhängig seyn von den Bedürfnissen der Nahrung. Die Gesetze seiner Erbfolge müssen sorgen, daß sein Vermögen auf den Besitz des Bodens gegründet bleibe, daß der Stamm desselben nicht vergeudet, nicht in zu kleine Theile zersplittert, aber auch nicht in zu große einzelne Massen vereinigt werde; denn das Mäßige ist die Mutter der Freyheit. Luxusgesetze müssen sorgen, daß nicht die Ungenügsamkeit Bedürfnisse erzeuge; der Verschwender ist seines Standes unwürdig.

Aber liberal soll der Adel leben, sowol in dem edlern Genusse, als in der freygebigen Behandlung Anderer. Sein Aufwand ist daher nach den Forderungen seiner Bestimmung größer, das Einkommen von seinem Vermögen kleiner, als bey den andern Ständen. Er soll nicht Geldgeschäfte treiben, wie der Bürger, er kann seine Güter nicht mit eigner Hand bestellen, wie der Ackersmann. Eine ängstliche Mühe des Unterhalts soll seinen muthigen Blick in das Freye nicht zerstreuen noch fesseln. Darum ist es auch billig, daß die Nation ihn unterstütze, und sein relatives Einkommen berück-

sichtige. Eine große Kompetenz soll ihm von dem Erträgnisse seiner Erbgüter festgesetzt werden, für welche ihm die Befreyung von gewöhnlichen Steuern zugestanden würde. Bey einem Bedürfnisse außerordentlicher Steuern aber soll er nicht ausgeschlossen seyn, und der Bürger- und Bauernstand sollen allein zu bestimmen haben, in welchem Maße seine Kompetenzgüter beyzutragen hätten, damit er nie vergesse, daß ihm jene Befreyung nicht als ein eigenthümlicher Vorzug vor den andern Ständen gebühre; sondern daß sie ihm von diesen als eine Verpflichtung übertragen worden sey, um ihn an die Obliegenheiten seiner Bestimmung desto sicherer zu binden, so wie auch andern gemeinnützigen Anstalten und Körperschaften Begünstigungen zugewendet werden, um die Erreichung ihres Zweckes zu befördern. Was aber auch die engherzige Ansicht sogenannter Staatswirthe gegen solche Befreyungen einwenden möge, so glauben wir nicht, daß die Nation dieselben für ein zu großes Opfer halten werde, um in der Unabhängigkeit ihres ältesten Standes eine Pflanzschule der Ehre, des Muthes und der Freyheit zu begründen.

Der Adel hatte ehedem das Recht der Gerichtsbarkeit auf seinen Gütern, und mehrere Regierungen haben es ihm noch gelassen. Wir wollen nicht von den zufälligen Vortheilen und Bequemlichkeiten sprechen, die es ihm verschaffen kann, diese liegen außer unserm Gesichtspunkte; aber nützlich ist es für den Zweck seines Berufs, ihm jenes Recht zu lassen, weil es ihn um so unabhängiger macht, weil die Wage des Rechts, so wie der Degen, ihn vor allen andern Geschäften ziert, und damit endlich der schöne Vorzug, die richterliche Gewalt in seinem Namen üben zu lassen, ihm um so mehr die Würde des Rechts vergegenwärtige, auf deren Achtung alle bürgerliche Freyheit beruht.

Dieses sind nach unserm Dafürhalten die Forderungen, welche die Nation an den ältesten ihrer Stände zu machen, die Erwartungen, welche sie von seiner kommenden Gestaltung zu hegen hat. Sie will keine privilegirte Klasse, welche das Volk nur als eine Stufe ansehe, um sich auf derselben darüber zu erheben; aber sie bedarf eines Adels, welcher das volksamste im Volk sey, und das Kleinod vaterländischer Ehre und Sitte bewahre, welcher der Nation ihre Freyheit und die Blüthe ihres Wesens vorhalte, der, durch kein eignes Interesse gebunden, das Vertrauen von Allen verdiene, der die Wage der Angelegenheiten halte zu Hause, und ein gutes Schwert vortrage im Felde, welchen die Feinde für ihr Verderben, die Fürsten für ihre Stärke, die Stände für ihre Stütze achten.

So soll er seyn und wirken, bis endlich auch die Zeit einer uns unbekannten Kulturstufe eintritt, welche auch unsre Verhältnisse und Verfassungen als Formen einer vergangenen Jugend-Epoche ablegt. Dann wird und mag der Adel vergehen mit vielem Andern, und ein rühmliches Andenken in der Geschichte zurücklassen.

Jetzt aber ist der Zeitpunkt da, wo er zeigen kann, daß der Geist seiner Ahnen nur geschlummert habe, aber nicht erloschen sey. Er beweise, daß es seine angeerbte Weise sey, das allgemeine Interesse zu vertreten; er erhebe seine rathende Stimme zu den Fürsten und Ordnern der deutschen Sache, und durch die freywillige Uebung seines ständischen Berufes bey der wichtigsten aller Berathungen verdiene er sich wieder das Recht des Standes.

Dies wird die Wappenprobe des deutschen Adels seyn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Über das Verhältniß des deutschen Adels zu seinen Mitständen in Bezug auf die Verfassung

S.l. 1815

Don.Lud. LXXV,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10728793-7